

Zeno-Zeitung

Kreiszeitung

Gronauer Volkszeitung

für den Kreis Ahaus

Eper Volksblatt

Amthliches Organ für den Kreis Ahaus. 54. Jahrgang.

Geschäftsstelle in Gronau: Gebr. Renning, Verlagsanstalt GmbH, Bahnhofstraße 2, Fernsprecher Nr. 260. Bankkonten: Kreis- und Stadtpostamt Ahaus, Gewerbank Ahaus und Städt. Sparkasse Gronau i. W. Anzeigenpreise: das 10spaltige Millimeter für die Zenozeitung 10 Pf., für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus 8 Pfennig. Rabatt nach Tarif.

Verlag: Gebr. Renning, Verlagsanstalt G. m. b. H., Zweigniederlassung Ahaus.

Erscheint täglich. Bezugspreis monatlich durch Boten 2,10 M., durch die Post 2,20 M. (ohne Bestellgeld). Schriftleitung und Geschäftsstelle im Ahaus: van-Deben-Strasse 8. Telegr.-Adresse: Kreiszeitung Ahaus i. W. Fernruf Nr. 450. Postfach 65. Postfach-Konto: Hannover 22 739.

Nummer 143

Sonntag, den 27. Mai 1934

Jahrgang 1934

Tagesrundschaau.

Warnung vor Darlehns- und Hypothekenschwindlern.

Der preussische Justizminister veröffentlicht im Rahmen der zur Warnung der Bevölkerung vor besonders gefährlichen Mitteln und Wegen des Verbrechertums und den Geschädigten unläuterer Elemente getroffenen Maßnahmen in der „Deutschen Justiz“ neue wichtige Hinweise, in denen es u. a. heisst:

Kreditsuchende finden in den Zeitungen vielfach Anzeigen, in denen Darlehen jeder Höhe in Aussicht gestellt werden. Oft sind die Anzeigen unter Chiffren aufgegeben; das arglose Publikum glaubt dann, der Anzeigende sei ein Selbstgeber, der nicht gerne mit seinem Namen hervortreten wolle, während in Wahrheit ein vielfach vorbestrafter Schwindler alle Kräfte dazu, mit seinem Namen hinterm Berge zu halten. Tritt der Kreditsuchende solchen lockenden Anzeigen näher, so pflegt die erste Enttäuschung die zu sein, daß er erkennt, es nicht mit einem Selbstgeber, sondern mit einem Vermittler zu tun zu haben. Der Interent macht ihm klar, daß er sich über den Geldsuchenden doch erst erkundigen, die angebotenen Kreditunterlagen prüfen müsse u. s. w. Er fordert also eine „Bearbeitungsgebühr“, „Provision“. Der Vorschlag, die Gebühr von dem später zu gewährenden Darlehen abzuziehen, wird natürlich abgelehnt. Wer flug ist, lehnt die Zahlung der Gebühr ab und geht nach Hause. Die meisten lassen sich durch die schönen Reden des „Geldgebers“ blenden. Häufig werden auch fingierte Verzeichnisse von Personen vorgelegt, die bereits Geld erhalten haben sollen. Hat der Vermittler die Bearbeitungsgebühr oder Provision eingetrichen, so ist seine Tätigkeit in aller Regel zu Ende. Drängt nach einiger Zeit der Kreditsucher auf Bescheid, so erhält er entweder keine Antwort oder eine hinhalten, oder es werden Absenzen nicht etwa von Geldgebern, sondern von Geschäftsteilnehmern mitgeteilt, die ebenfalls nur Darlehensvermittlungen betreiben und ebenfalls zunächst Provision verlangen. Wird aber einmal ein Kreditsucher ungeduldig oder schöpft er Verdacht, dann führt ihn der Vermittler zu angeblichen Geldgebern, in Wahrheit zu Bekannten, und arrangiert mit ein vollständigem Theater: der Geldgeber veranstaltet zum Schein mit dem Geldgeber eingehende Verhandlungen, die dann aber doch unter irgendeinem Vorwand ablehnung mit der Ablehnung der Kreditgewährung enden. In anderen Fällen wird dem Kreditsuchenden empfohlen, in einem sogenannten Finanzblatt eine Anzeige aufzugeben, in der ein Geldgeber gesucht wird. Der Preis dieser Anzeige wird ungewöhnlich hoch berechnet, und zwar nach der Höhe des erbetenen Darlehens; er stellt sich damit ganz wesentlich höher als der Preis gleichartiger Anzeigen in den Tageszeitungen und meist auch höher als die Gebühren eines realen Geldmatters. Diese Finanzblätter haben vielfach überhaupt keine Abonnenten. Die Herausgeber senden die Zeitdrift, deren wesentlicher Inhalt die Anzeigen der Geldsuchenden sind, Banken und Geldvermittlern unentgeltlich zu. Damit ist ihre Tätigkeit meist erschöpft; wendet sich der betrogene Kreditsucher ausnahmsweise an das Blatt und mahnt wegen des Erfolges, so antworten die Herausgeber, sie seien doch nur zur Aufnahme der Anzeigen verpflichtet, und für den Erfolg stehe keine Zeitung oder Zeitdrift ein. Entschaffte Bantinkiste werfen diese Finanzblätter in den Papierkorb. Schädliche ähnlicher Art treiben ihr Unwesen auf dem Baumarkt und auf dem Gebiet der Hypothekenvermittlung. Auch hier besteht die Tätigkeit eines betrogenen „Geldgebers“ regelmäßig mit der Einforderung einer Gebühr, die etwa mit der Notwendigkeit der Aufstellung einer Tage des Bauvertrages oder wenigstens seiner Befestigung begründet wird. Ist sie gezahlt, so verlangt der Vermittler die Befestigung der Kreditunterlagen. Hat der Kreditsucher alle verlangten Unterlagen befestigt, so pflegt der Vermittler nach einiger Zeit mitzuteilen, die gewünschte Hypothek könne leider nicht gewährt werden, da der Wert des Grundstücks zu ihrer Sicherung nicht ausreicht; bestenfalls wird ein so geringer Betrag angeboten, daß das Bauvorhaben damit nicht verwirklicht werden kann. Das Ende der Verhandlungen besteht vielfach darin, daß der Geldsucher auf Grund des Verpflichtungsscheins, den er unvorsichtigerweise bei Beginn der Verhandlungen unterschrieben hatte, noch zu einer weiteren Zahlung genötigt oder in kostspielige Prozesse verwickelt wird.

Der Kredit sucht, so schließt diese sehr beachtliche Warnung des Justizministers, wende sich nur an vertrauenswürdige Firmen und zahle niemals eine Gebühr oder Provision, so lange er nicht die Sicherheit hat, daß er das Darlehen auch erhält. Ist er aber auf einen Betrüger hereingefallen, so halte er nicht aus falscher Scham mit einer Strafanzeige zurück, sondern wende sich an die Staatsanwaltschaft.

Japanisches Bier in Pilsen...

Zu diesen Tagen ist zum ersten Mal in der Tschechoslowakei eine Sendung japanischen Bieres eingetroffen. Allen wahren Biertrinkern des Landes, in dem der beste Hopfen wächst und ein erstklassiges Bier gebraut wird, stößt einen Augenblick das Herz: Japanisches Bier zu Schmeckpreisen in Pilsen, Saaz und Prag! Eine kaum vorstellbare Idee und trotzdem bittere Tatsache! Diese Nachricht zeigt deutlich, daß alles andere bisher, wieweit die japanische Exportindustrie heute schon vordringt und welche neuen Reiche sie zu erobern entschlossen ist. Niemand glaubte bisher, daß die Japaner es riskieren würden, auch Dinge nachzuahmen, die bisher ausschließlich Reservat europäischer Spezialisten waren. Etwas anderes aber geht uns in Deutschland noch mehr an: Es ist einwandfrei in Chile und in Indien festgestellt worden, daß japanische Verlage wertvolle und weltbekannte deutsche wissenschaftliche Lehrbücher einfach abphotogra-

phiert und die Photokopien zu einem Drittel der deutschen Verlagspreise im Auslande verkauft haben. Ein solches Vorgehen, das allen internationalen Verlags- und Urheberrechts-Abmachungen Hohn spricht und ziemlich einzigartig dastehen scheint, verlangt doch ernste Aufmerksamkeit. Dieser letzte Fall von unlauterer Nachahmung zwingt die gesamte Welt dazu, nachzudenken, wie gegenüber solchen Methoden unlauterer japanischer Elemente eine Abwehr geschaffen werden könnte.

Neuaufrollung der Meerengenfrage.

Immer mehr wird der europäischen Welt zum Bewußtsein gebracht, daß die neue Türkei sich durchaus nicht mit der untergeordneten Rolle zu begnügen gewillt ist, die ihr

der Friedensvertrag von Lausanne vom 24. Juli 1923 zumutet. Die Energie Mustafa Kemals erwang zwar auch schon damals beachtliche Zugeständnisse von den Alliierten. Allein eines vermochten die türkischen Unterhändler in Lausanne nicht durchzusetzen: die bedingungslose Rückgabe der Meerengen an die Türkei. In einem Abkommen über die Meerengen (Bosporus und Dardanellen) mußte sich die Türkei zur Entmilitarisierung der Meerengenzone verpflichten. Mit anderen Worten: sie muß jederzeit fremden Schiffen die Durchfahrt ohne Rücksicht auf die Interessen der eigenen Sicherheit gewähren und Konstantinopel liegt im Ernstfall einem feindlichen Angriff ungeschützt gegenüber. An die Wiederaufrollung der Meerengenfrage, an die Wiedergewinnung der Oberhoheit über die jetzt entmilitarisierten Zonen denkt Mustafa Kemal bei Tag und Nacht. Könnte es doch bei dem jetzigen Zustande auch leicht dahin kom-

men, daß die Türkei in Kampfhandlungen hineingezogen würde, ohne an ihnen beteiligt zu sein. Schon vor Jahresfrist unternahm die Türkei einen Vorstoß in der Meerengenfrage. Er mußte damals scheitern. Inzwischen hat sie das Meerengenproblem diplomatisch so vorbereitet, daß selbst das revisionsfeindliche Frankreich den türkischen Wünschen nicht mit grundsätzlicher Gegnerschaft sich zu verschließen scheint. Wenn Barthou in seiner Kammerrede auf die freundschaftlichen Beziehungen zur Türkei hinwies, so hatte das in dem Zusammenhang, in dem die Worte fielen, ohne Frage besondere Bedeutung. Wie von Moskau aus, wie die russisch-französischen Botschafter in Konstantinopel erkennen lassen, die zaristische Vorkriegspolitik wieder aufgenommen wird, so gewinnt somit jetzt auch ein anderer Abschnitt der Vorkriegspolitik wieder neue Bedeutung: der Kampf um die Meerengen.

Frankreich macht in „Saarpropaganda“.

Eine Saarrede Fribourgs.

DNB Paris, 26. Mai.

Am Freitagabend fand im großen Amphitheater der Sorbonne eine Hauptversammlung der französischen „Saarvereiner“ statt. Die Versammlung stand unter dem Ehrenvorsitz des Ministerpräsidenten Doumergue. Den tatsächlichen Vorsitz führte Jacques Bardoux. Zur Ausschmückung des Theaters hatte man die Wappen der saarländischen Städte gebraucht.

Zuerst ertönte die Marseillaise. Dann sprach Jacques Bardoux, der sich in Redensarten wie „das französische Volk wolle unerbittliche Gerechtigkeit“ erging und sich bitter über den Empfang der französischen Studenten auf ihrem „geographischen“ Ausflug in Saarlouis beklagte. Diese Franzosen hätten in Saarlouis „mit derselben Höflichkeit empfangen werden müssen, wie die deutschen Studenten in Frankreich“. Der Redner spielte dann weiter auf die bekannte Dokumentenuntersuchung durch naturwissenschaftliche Franzosen an, die er dem Deutschland in die Schuhe schieben wollte. Aus allen diesen geflüst-

lichen Verbrehungen leitete er die Forderung ab, daß die französische Kolonie im Saargebiet „zu ihrer Vertretung und zu ihrem Schutze“ einen Kon-sul haben müsse, der seine Fahne neben der des italienischen Konsuls aufpflanzen müsse.

Nach einigen anderen Rednern ergriff dann der stellvertretende Vorsitzende des Auswärtigen Ausschusses der Kammer, der Abgeordnete Fribourg, das Wort, der sich zunächst mit der Rede des Reichsministers Dr. Goebbels in Zweibrücken befaßte und ebenso wie Bardoux die „Zwischenfälle“ in Saarlouis und Saarlouis in französischem Sinne auszuschlagen verjügte.

Einer der Hauptgründe für die Verbissenheit, mit der die Reichsregierung am Saargebiet hänge, so behauptete er, sei der Umstand, daß die Saar ein politischer Zeuge des heute verschollenen vormaligen sozialistischen Deutschland sei. Die Saar sei der Zukunftsort derer, die die neue Herrschaft in Deutschland mit Zähigkeit verfolge, nämlich der Zweiten und Dritten Internationale und des Zentrums. Aus den weiteren Ausführungen Fribourgs zur Wirtschaftslage ging hervor, daß es Herrn Fribourg lediglich auf machtpolitische und wirtschaftspolitische Forderungen Frankreichs ankomme und das Schicksal der unzweifelbar gesamt-

deutschen Bevölkerung im Saargebiet ihm völlig gleichgültig ist. Auf diesen Zynismus bauten sich dann die weiteren Ausführungen Fribourgs über Menschenrechte und über die Forderungen von wirklichen Garantien vor, während und nach dem Abstimmungsakt auf.

Die Abfuhr der studentischen Reisegesellschaft aus Nancy in Saarlouis, deren Sprecher es auf deutschem Boden gewagt hatte, öffentlich die Saar als „französisch“ zu bezeichnen, durch die spontane Gegenkundgebung der Saarlouiser Bevölkerung ist der „alademischen Phalanx der Jungpatrioten“ offenbar stark auf die Nerven gegangen. Sie verteilt nämlich an den französischen Universitäten und Hochschulen Flugblätter, die in Ausdrücken wie „Lumpen“ und „Nazifolter“ gegen diese Abfuhr protestieren und sich gleichfalls die letzten „Zwischenfälle“ im Saargebiet zunutze machen. Zum Schluß droht das Flugblatt mit Repressalien gegen die in Frankreich weilenden nationalsozialistischen Studenten, falls den Studenten aus Nancy nicht Genugtuung widerfahren würde.

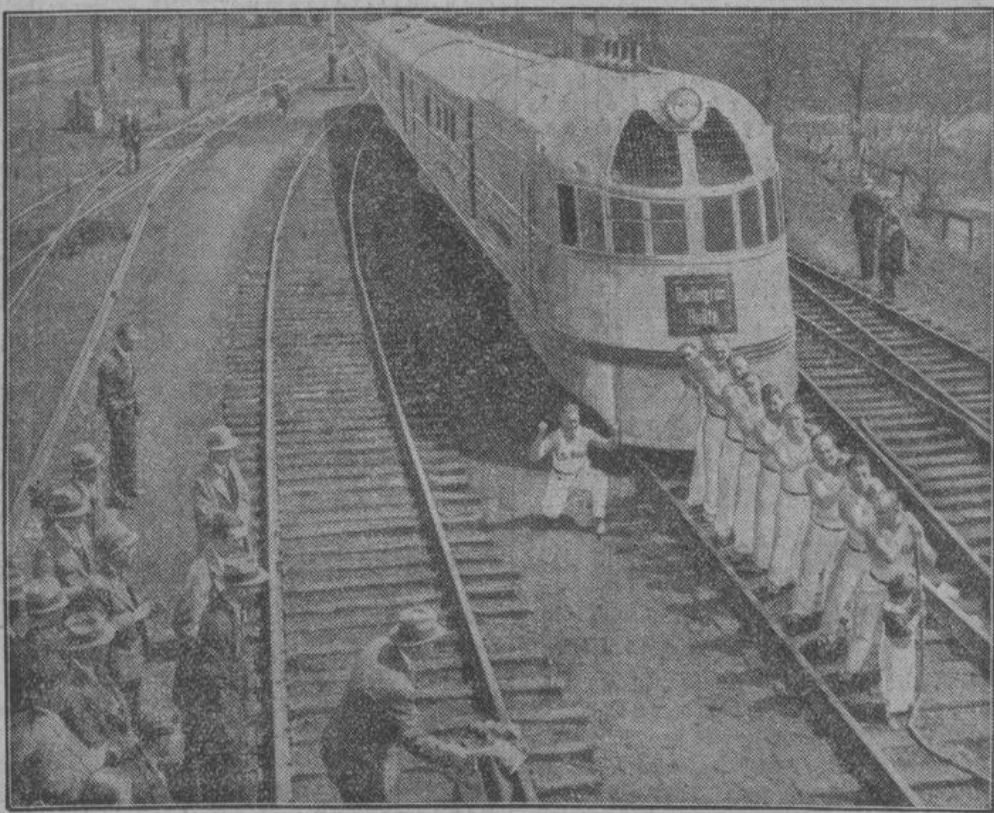
Polizeiverordnung über den Schutz der kirchlichen Feiertage.

Berlin, 26. Mai.

Der Amtliche Preussische Pressedienst teilt mit: Nach dem der Reichsminister des Innern durch Verordnung vom 16. März 1934 Vorschriften über den Schutz der Sonntage und der gesetzlichen Feiertage erlassen hat, hat nunmehr der Preussische Minister des Innern auf Grund des § 8 der genannten Verordnung ergänzende Vorschriften zum Schutze der rein kirchlichen Feiertage erlassen. Diese Vorschriften gelten für die evangelischen kirchlichen Feiertage für Gemeinden mit überwiegend evangelischer Bevölkerung, für die staatlich nicht anerkannten katholischen Feiertage für die Gemeinden mit überwiegend katholischer Bevölkerung. Als Orte mit überwiegend evangelischer oder katholischer Bevölkerung gelten dabei die Gemeinden, in denen nach der letzten Volkszählung die evangelische oder katholische Bevölkerung mehr als die Hälfte der Gesamtbevölkerung zählt.

Die Schutzvorschriften sind den vom Reichsminister des Innern für die gesetzlichen Feiertage erlassenen Vorschriften weitgehendst angepaßt. Verbieten sind an sich alle öffentlich bemerkbaren Arbeiten, die geeignet sind, die äußere Ruhe der Tage zu beeinträchtigen, sofern ihre Ausführung nicht nach Reichsrecht für Sonntage besonders zugelassen ist. Das Verbot gilt nicht für den Betrieb von Eisenbahnunternehmungen, für unaufschiebbare Arbeiten und für leichtere Arbeiten in Hausgärten. Während der ortsüblichen Zeit des Hauptgottesdienstes sind außerdem verboten öffentliche Versammlungen, Auf- und Umgänge, sportliche und turnerische Veranstaltungen sowie Jagd- und Treibjagden auf Wild, allerdings nur insofern der Gottesdienst dadurch unmittelbar gestört wird. In überwiegend evangelischen Gemeinden sind ferner für den Totensonntag, in überwiegend katholischen Gemeinden für den Allerheiligenfesttag besondere Vorschriften erlassen. Endlich sind für den Tag vor Weihnacht und für die Karwoche öffentliche Tanzveranstaltungen untersagt.

„Leicht wie eine Feder — schnell wie der Blitz!“



Dieses Lob über einen neuen amerikanischen Stromlinienzug erhärtete man in Philadelphia auf acht amerikanische Meile. Eine Tauchmannschaft zog den Zug eine kurze Strecke. Kurz danach erfolgte die Probefahrt, bei der über 160 Stundenkilometer erreicht wurden.

Das Deutsche Nachrichtenbüro macht zu der „Saarrede“ Fribourgs folgende Bemerkungen:

Herr Fribourg, der sich in seinen Ausführungen so sehr als ein Apostel für unbefleckte Abstammung hinstellt, hat nicht immer in dem gleichen Geiste geredet. Kürzlich noch sprach er offen die Drohung aus, daß für den Fall einer für Frankreich ungünstigen Abstimmung das Saargebiet mit seiner Arbeiterbevölkerung abgeschnürt werden solle. Bezeichnend für seine neuen Ausführungen ist die Tatsache, daß er die von einer ausländischen Agentur verfallene und von deutscher Seite längst richtiggestellte Wiedergabe der Rede des Reichsministers Goebbels in Zweibrücken zum Ausgangspunkt nimmt und so eine friedensfeindliche Geistesverfassung konstruiert, die in deutschen Kreisen hinsichtlich der Saarfrage herrsche. Die wahrhaft friedensmässige Einstellung Deutschlands geht aber einwandfrei aus jenem Angebot des deutschen Reichskanzlers hervor, die Saarfrage so zu liquidieren, daß Spannungen, die im Interesse des Weltfriedens verhindert werden sollten, vermieden würden.

Unverhört ist die Behauptung Fribourgs, die Saarfrage sei für das Dritte Reich eine innenpolitische Prestigefrage. Ebenso wie die Saarbevölkerung immer wieder und wieder erklärt, sie wolle zurück zum Reich, was auch für ein Regime dort an der Herrschaft sein möge, ebenso ist es eine Beleidigung für den Nationalsozialismus, ihm überhaupt nur zuzutrauen, große nationale Fragen aus innenpolitischen Gründen lösen zu wollen.

Daß Fribourg nicht nur für die Abstimmungsberechtigten, wie es mit dem Versailles Vertrag wohl zu vereinbaren ist, schützende Garantien verlangt, sondern auch für Ortsfremde und Emigranten, ist bei der starken Aufmunterung, die gerade er diesen Kreisen zuteil werden läßt, nicht verwunderlich, hat aber mit Recht und Vertrag nichts zu tun.

Wenn der Abg. Fribourg von „Kummem Terror“ spricht, so sollte er lieber einmal die Akten des Röhm-Prozesses studieren, aus denen gerade der „Kumme Terror“ der Bergwerksbehörden, dessen Abstellung durch den Völkerbund von deutscher Seite nicht genug gefordert werden kann, zur Genüge hervorgeht.

Die Entsendung internationaler Polizeikräfte ist mit § 30 des Saartatuts nicht zu vereinbaren, zumal, wie der ungehörte Verlauf der äußerst herausfordernden roten Sporttagung zu Pfingsten bewies, die Disziplin innerhalb der Saarbevölkerung ihre Probe eben erst wieder glänzend bestanden hat. Demgegenüber wird der Völkerbund sich mit der Frage zu befassen haben, ob es mit dem gleichen Paragraphen zu vereinbaren ist, daß ortsfremde und ausgesprochen parteiische Elemente — Franzosen und Emigranten — in der Saarpolizei und ihrer Leitung weiter gebildet werden dürfen, um so mehr, als die ganze Saarbevölkerung und ihre berufenen Vertreter wiederholt gegen diesen Zustand protestiert haben.

Der Arbeitsdienst — keine militärische Organisation.

Eine Unterredung mit Reichsarbeitsminister Beldte.

DNB Berlin, 26. Mai.

Reichsarbeitsminister Franz Beldte gewährte dem Berliner Vertreter der „United Press of America“, Dehner, eine Unterredung über die mit dem Arbeitsdienst zusammenhängenden Fragen. Der Minister äußerte sich zunächst über die im Ausland in letzter Zeit immer wieder aufgetauchte Behauptung, daß der deutsche Arbeitsdienst sich zu einer militärischen Organisation entwickle.

Der Minister führte u. a. aus, daß eine solche Behauptung gänzlich unbegründet sei. Um die jungen Leute zu gemeinschaftlicher Arbeit und zu einem geregelten Gemeinschaftsleben zu erziehen, sei es notwendig, sie unter Disziplin zu stellen. Das sei aber nur möglich unter Führern, die es verständen, große Gruppen verschiebender Menschen zusammenzuhalten und zu leiten. Natürlich hätten sich für solche Aufgabe auch ehemalige Offiziere und Unteroffiziere gemeldet, zumal diese in der Nachkriegszeit vielfach keine neue Existenz hatten finden können. Es seien aber nur 8 v. H. aller Arbeitsdienstführer ehemalige aktive Offiziere gewesen. Rund die Hälfte aller Führer des Arbeitsdienstes seien überhaupt keine Soldaten gewesen und entbehrten jeglicher militärischer Ausbildung. Ein anderer Teil sei im Weltkrieg zwar Soldat gewesen, habe aber seit 1918 keinerlei Verbindung mit der Armee gehabt. Vergleiche man damit die Vereinigten Staaten, so sei festzustellen, daß hier zu Arbeitsdienstführern nur aktive Offiziere herangezogen worden seien. Daß sich der Arbeitsdienst in straffen Formen abspiele, die auf freiwilliger Disziplin begründet seien, ergebe sich aus dem Wesen dieser Einrichtung. Derartige Formen würden in allen Ländern beachtet, die den Arbeitsdienst eingeführt hätten. Wenn auch auf Aufmärsche von Arbeitsdienstwilligen hingewiesen werde, so könne er nur antworten, daß diese Aufmärsche ausnahmsweise stattfänden und nur aus dem Grunde, um im Volk für die Idee des Arbeitsdienstes zu werben. Wer in seelischer, geistiger und körperlicher Gesundheit und Ertüchtigung der Jugend eines Volkes

eine militärische Vorbereitung sehe, für den seien dann alle großen Erzieher der Welt Militaristen und Kriegsvorbereiter.

Auf die Frage, welche Aufgaben den Führern des Arbeitsdienstes bezüglich der Ausbildung gestellt sei, führte der Minister u. a. aus, daß Ziel und Zweck des Arbeitsdienstes darin bestünde, die Jugend durch Gemeinschaftsarbeit und Zucht zum Verständnis für Wert und Ehre der Arbeit, für den Geist nationalsozialistischer Gemeinschaft und für die große Aufgabe friedlicher Aufbauarbeit zu erziehen. Das Wort des Führers „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ werde hier praktisch vorgelegt. Die körperlichen Übungen dienten lediglich dazu, die geschwächten Körper der Großstadtkinder wieder kräftig zu machen und einen vollwertigen Menschen heranzubilden. Die geistige Ausbildung habe zum Ziel, die flüchtigen Ideen, die unser Volk so lange verstoßen hätten, auszuräumen und an ihre Stelle das nationalsozialistische Gedankengut in der Jugend zu verankern. Die Zeiteinteilung des Arbeitsdienstes sei so, daß 6 Stunden lang gearbeitet werde, wozu noch eine Stunde An- und Abmarsch zur Arbeit käme. Nach dem Mittagessen sei eine Stunde Ruhe für alle angeordnet, dann folge abwechselnd von Tag zu Tag staatspolizeilicher Unterricht bzw. Sport. Jeder, der nur eine Abmahnung von militärischen Dingen hat, werde bestrafen, daß in einer einzigen Stunde kein selbständiger Soldat herangebildet werden könne.

Zum Schluß äußerte sich der Minister noch zu der Frage, ob nicht durch den Arbeitsdienst den freien Arbeitnehmern Arbeit weggenommen werde. Der Minister wies darauf hin, daß der Arbeitsdienst nur durchweg gemeinnützige Arbeiten für Landgewinnung, Landverbesserung, Aufforstung, Siedlungshilfe usw. leistet, also Arbeiten, die ihrer Art nach in freier Lohnarbeit nicht durchgeführt werden könnten, andererseits jedoch allgemein notwendig und geeignet seien, um jeden jungen deutschen Menschen eine gewisse Zeit seines Lebens in den Dienst der Arbeit für das Volk zu stellen. Zudem müßte beachtet werden, daß der Arbeitsdienst nicht in erster Linie nur unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten gesehen werden dürfe. Die Arbeit sei hier Mittel zum Zweck. Der Zweck jedoch sei, die Jugend für den nationalsozialistischen Staat zu erziehen.

Henderson hofft noch auf die Abrüstungskonferenz.

Erneuerung der früheren Gleichberechtigungserklärung?

London, 26. Mai.

Der Präsident der Abrüstungskonferenz, Arthur Henderson, ist am Freitagabend von London nach Genf abgereist. Der Außenminister Sir John Simon beabsichtigt, am Sonntag morgen auf dem Luftwege nach Paris zu reisen und von dort am Sonntagabend mit dem Zug nach Genf weiterzufahren.

Während der Ueberfahrt nach Frankreich hat Henderson dem diplomatischen Mitarbeiter des „News Chronicle“, Vernon Bartlett, seine Ansichten zur Abrüstungsfrage dargelegt. Die bevorstehende Hauptauschusssitzung sollte alle ihre Bemühungen darauf richten, so erklärte Henderson, eine Rückkehr Deutschlands nach Genf zu ermöglichen. Henderson gab zu, daß Deutschland nur auf der Grundlage der vollständigen Gleichberechtigung mit den anderen Staaten nach Genf zurückkehren werde, und machte daher die Anregung, daß die Fünf-Mächte-Erklärung vom Dezember 1932 über die deutsche Gleichberechtigung von dem Hauptauschuß der Abrüstungskonferenz aufgenommen werden sollte.

Wenn der Hauptauschuß eine Entschließung annehmen würde, durch die sich alle Staaten den Grundgedanken der deutschen Gleichheit in einem System der Sicherheit einmündig zu eigen machen würden, dann sollte, so meint Henderson, Deutschland der Ansicht sein, daß es wieder an den Bepfehlungen teilnehmen könne. Er glaube, daß Deutschland für ein Abkommen eintrete, und er hoffe, daß ein solcher Schritt des Hauptauschusses Deutschland überzeugen würde, daß es gerecht behandelt wird. Es sei selbstverständlich ungewiß, ob Frankreich die Fünf-Mächte-Erklärung von 1932 erneut bekräftigen wolle. Aber er könne nicht glauben, daß die französische Regierung die Ausnahmen auf einen völligen Zusammenbruch gleichmütig ins Auge faßen werde.

Henderson nahm energisch gegen die Anregung Stellung, daß die Abrüstungsverhandlungen an den Völkerversammlungen zurückverworfen werden sollen. Er sehe darin keinen Vorteil, und Deutschland würde sicherlich nicht teilnehmen. Die Großmächte würden wahrscheinlich ebenso unverständlich oder ebenso energisch am Ratssitz wie bei den normalen Abrüstungsbemühungen sein. Man solle aber nicht sagen, daß die Abrüstungskonferenz bereits tot sei.

Die belgische Sondermission in Berlin eingetroffen.

DNB Berlin, 26. Mai.

Die königlich-belgische Sondermission, die den Auftrag hat, dem Reichspräsidenten von Hindenburg das Ableben des Königs Albert und die Thronbesteigung des Königs Leopold der Belgier mitzuteilen, traf Freitag unter Führung des Botschafters in besonderer Mission, Baron Holvoet, mit dem fahplanmäßigen Zug um 22.29 Uhr auf dem Bahnhof Friedrichstraße ein. Zu ihrer Begrüßung hatten sich eingefunden als Vertreter der Reichsregierung der Chef des Protokolls, Graf Pawlowitz, sowie der belgische Gesandte Graf Kerhove de Denterghem mit Gattin und sämtliche Mitglieder der belgischen Gesandtschaft. Die belgische Sondermission setzt sich zusammen aus dem Botschafter Baron Holvoet, Gouverneur der Provinz Antwerpen, dem General de Groot, Kommandanten der Provinzen Brabant, Graf Eugene de Henricourt de Grunne, Graf Eug de Baillet-Latour und Philippe Vippens.

Rundfunkgerät unpfindbar.

BDJ Berlin, 26. Mai.

Neben der Ausrüstung des Preussischen Justizministers liegt jetzt auch ein Gutachten des Reichsjustizministers zur Frage der Pfindbarkeit des Rundfunkgerätes vor. Der Minister betont, daß sich im Laufe der Jahre in der Praxis eine unerkennbare Wandlung im Sinne einer Erweiterung des Kreises der als unpfindbar anzusehenden Gegenstände vollzogen habe. So würden z. B. Nähmaschinen, Fahrräder usw. seit langem allgemein als unpfindbar angesehen. Eine solche Umstellung der Praxis vollziehe sich jetzt beim Rundfunkgerät. Nachdem sich das Rundfunkgerät innerhalb weniger Jahre vom Luxusgegenstand zum häuslichen Gebrauchsgegenstand aller Bevölkerungsschichten entwickelt habe, stehe die Praxis überwiegend auf dem Standpunkt, daß das Gerät — jedenfalls soweit es sich nicht um große Voruratsapparate handelt — regelmäßig als unpfindbar anzusehen ist, und zwar auch dann, wenn der Besitzer die Anlage nicht beruflich benötigt oder als Gastwirt in seinem Betrieb benutzt. Der Reichsfinanzminister hat das Gutachten des Justizministers den Finanzbehörden mit dem Ersuchen zugeleitet, in Zukunft danach zu verfahren.

Arier- und Kommunistengesetz bei den Kassenärzten durchgeführt.

Rund 2000 Nichtarier und Kommunisten ausgeschlossen.

BDJ Berlin, 25. Mai.

Von zuständiger Stelle wird mitgeteilt, daß der Ministerialrat im Reichsarbeitsministerium, Dr. Karstedt, in dem demnächst erscheinenden Heft des Reichsarbeitsblattes ausführlich über „Die Durchführung der Arier- und Kommunistengesetzgebung bei den Kassenärzten, Zahnärzten usw.“ sich äußern werde. Die letzte Instanz, der Reichsarbeitsminister, habe nach Prüfung der Beschlüsse insgesamt 827 Kassenärzte nicht zur weiteren Befähigung zugelassen. Darunter befinden sich 91, deren Nichtzulassung wegen kommunistischer Betätigung erfolgte. Weiter schloß die letzte Instanz 174 Zahnärzte (16 wegen kommunistischer Betätigung) und 52 Zahnärztinnen (3) aus. Insgesamt sind nach Durchlaufen des Bescheidweges rund 1000 Nichtarier bzw. kommunistische Ärzte von der Kassenpraxis ausgeschlossen worden. Da nur in etwa der Hälfte aller Fälle die Bescheide eingelegt sind, ergebe sich also, daß rund 2000 Nichtarier bzw. Kommunisten aus der Kassenpraxis in Deutschland ausgeschlossen wurden.

Aus den Einzelheiten, die der Referent aus der Aktion erwähnt, sei hervorgehoben, daß in einem ländlichen Ort die Zugehörigkeit zu einer jüdisch-konfessionellen Freimaurerloge als Beweis für Betätigung in kommunistischem Sinne angesehen wurde. Die letzte Instanz habe diese Auffassung ebenfalls bejahen können wie die Dessauer Praxis, wo alle Ärzte als Kommunisten betrachtet wurden, die dem Kreise der Freunde des Bauhauses angehörten. Ebenfalls sei die letzte Instanz der Auffassung beigetreten, daß jede Zugehörigkeit zu sozialdemokratischen Organisationen als kommunistische Betätigung im Sinne der Ausschließungsbestimmungen zu werten sei. Große Schwierigkeiten habe noch die richtige Definition des Begriffes Frontkämpfer bei den Ausnahmen für Nichtarier gemacht.

Weiterer Rückgang der Kurzarbeit im April.

BDJ Berlin, 25. Mai.

Im gleichen Schritt mit den Erwerbslosen geht auch die Kurzarbeit in Deutschland zurück. In der letzten Aprilwoche 1934 wurden, wie das BDJ-Büro meldet, noch 61.800 unterstellte Kurzarbeiter gezählt gegen fast 72.000 Ende März 1934 und fast 190.000 Ende April 1933. Die Zahl der Betriebe, in denen noch kurz gearbeitet wird, hat sich vom März auf den April dieses Jahres gleichfalls von 3800 auf 3200 vermindert.

Paderewski gegen Pilsudskis Außenpolitik.

Verunglimpfungen Deutschlands.

DNB Paris, 25. Mai.

Die Zeitung „Le Sour“ bringt eine Unterredung mit dem früheren polnischen Staatspräsidenten Paderewski, der die von Marschall Pilsudski und Außenminister Beck verfolgte Außenpolitik Polens angriff und dabei reichlich Gelegenheit nimmt, gegen Deutschland zu hetzen. Paderewski betont eingangs, daß er jetzt keine aktive Rolle mehr spiele, aber es sei nicht zu leugnen, daß in den letzten Monaten Mißverständnisse zwischen Frankreich und Polen aufgetaucht seien. Ihr Ursprung sei auf den Abschluß des Brierly-Pactes zurückzuführen. Deutschland wolle das französisch-polnische Bündnis auseinanderreißen. Deutschland gebe sich einen friedlichen Schein, um Zeit zu gewinnen und seine Rüstungen vervollständigen zu können. Der Korridor sei weiterhin das Hauptziel Deutschlands, das sich seiner eines Tages dank seiner beiden schlagkräftigen Waffen, der Intrige und der Propaganda, zu bemächtigen gedente. Das einzige Mittel, Deutschland in Schach zu halten, sei, es von der Macht und der Einigkeit seiner Nachbarn zu überzeugen.

Neue französische Grenzfestungen in Sicht.

Auch Verstärkung der Seerüstungen.

(1) Paris, 26. Mai.

Ein von der Regierung vorgelegtes Zukunftsprogramm für die Grenzfestungen, das Kredite in Höhe von rund 1,750 Milliarden Franken fordert, wurde von der Heereskommission der Kammer geprüft. Der Abgeordnete Fabry erstattete Bericht über eine Reise an die Ostgrenze. Er bekräftigte die Errichtung einer weiteren Reihe von Festungsanlagen, durch die die bereits vorhandenen verstärkt und das „Loch von Montmedy“ geschlossen werden sollen. Er schilderte seine Wahrnehmungen in den Ardennen und an der Saar, wo nach dem Projekt gewaltige Festungswerke angelegt werden sollen. Der Ausschuß billigte die technischen Bestimmungen und sprach sich für die Bewilligung der geforderten Mittel aus. Die Arbeit an den Festungsanlagen dürfe im Spätsommer in Angriff genommen werden.

Der Marineauschuß der Kammer hat am Freitag dem Teil der neuen Kreditforderung der Regierung zugestimmt, der sich auf den Ausbau der Kriegsmarine und der damit zusammenhängenden Einrichtungen bezieht. Hierbei handelt es sich um 825 Millionen Franken, die auf die Jahre 1934 bis 1938 verteilt werden sollen. 155 Millionen sollen im Jahre 1934 für die Anlage von Brennstoffbehältern verausgabt werden und 251 Millionen im Jahre 1935 für den gleichen Zweck. 189 Millionen sollen auf drei Jahre verteilt für die selben Anlagen verwandt werden. 80 Millionen sind für den Ausbau der Verteidigungsanlagen an der französischen Nordküste von Dünkirchen bis zur Seine mündung und für den Bau von Küstenbatterien an der algerisch-tunesischen Küste vorgesehen. 100 Millionen sollen für die Marinefliegerei zur Verfügung gestellt werden und 50 Millionen für gewisse luftfahrttechnische Einrichtungen.

Mit Militärfragen beschäftigte sich auch die radikal-sozialistische Kammerfraktion. Der Abgeordnete Bernier betonte die Notwendigkeit der Beibehaltung der einjährigen Dienstzeit. In der Diskussion zeigte sich, daß die radikale Fraktion zwar gegen die zweijährige Dienstzeit ist, daß aber viele Abgeordnete auf 18 Monate mit längerer Dienstzeit zustimmen. Die Diskussion zeigte sich, daß die radikale Fraktion zwar gegen die zweijährige Dienstzeit ist, daß aber viele Abgeordnete auf 18 Monate mit längerer Dienstzeit zustimmen.

Zusammenstöße zwischen Juden und polnischen Studenten.

DNB Rattowitz, 25. Mai.

Judenfeindliche Aktionen in Teschen, die am Dienstag ihren Anfang nahmen, setzten sich auch im Laufe des Mittwochs weiter fort. Eine große Zahl polnischer Studenten durchzog die Straßen Teschens und zerstörte zahlreiche jüdische Geschäfte. Auf das Haus der jüdischen Emigranten wurde ein wahrer Sturmangriff veranlaßt. Ein Steinhaufen zerstörte sämtliche Fensterheben des Hauses. Im Verlauf dieses Vorfalles kam es zu schweren Zusammenstößen zwischen Juden und Studenten, wobei vier Juden schwer und eine Anzahl leicht verletzt wurden. Bei der Wiederherstellung der Ordnung mußte die Polizei von der Schusswaffe Gebrauch machen. Ein polnischer Akademiker wurde durch einen Schuß schwer verwundet, 18 Personen wurden in Haft genommen.

Ein Zeugnis für Deutschlands Friedenswillen.

Ein Artikel im „Daily Herald“.

London, 25. Mai.

„Daily Herald“, das Blatt der Arbeiterpartei, veröffentlicht einen Aufsatz in Deutschland wehenden diplomatischen Korrespondenten W. A. Ewer, der beachtenswert ist, weil er sich in einem Blatt findet, das seit 16 Monaten einen ununterbrochenen Kampf gegen das neue Deutschland führt.

Gegenstand des Aufsatzes bildet die Frage der deutschen Rüstungen und des sogenannten „politischen Militarismus“. Der Verfasser hält es für unzulässig, daß Deutschland aufrüste, glaubt aber, daß die Rüstungen ungefähr den Richtlinien der britischen Denkschrift entsprechen. Andererseits tritt der Verfasser der Ansicht entgegen, daß das „Drillen“ bei der SS, in den Arbeitslagern und Schulen große militärische Bedeutung habe. Dann geht Ewer auf die Frage ein, ob Deutschland auf Krieg ausgehe, was er verneint. Als treibende Kraft der ganzen Wehrpolitik Deutschlands bezeichnet er vor allem den leidenschaftlichen Wunsch nach gleicher Rechtfertigung. Der Durchschnittsdeutsche empfinde die seinem Lande auferlegten Sonderbestimmungen, die es von anderen Nationen unterscheidet, als Schmach und habe das Gefühl, wie ein Verbrecher behandelt zu werden. Ferner sei es klar, daß Deutschland so gut wie wachlos dastünde, sei es an den Grenzen doch von schwer bewaffneten Nachbarn umgeben. Man rufe

jüdischen Emigranten wurde ein wahrer Sturmangriff veranlaßt. Ein Steinhaufen zerstörte sämtliche Fensterheben des Hauses. Im Verlauf dieses Vorfalles kam es zu schweren Zusammenstößen zwischen Juden und Studenten, wobei vier Juden schwer und eine Anzahl leicht verletzt wurden. Bei der Wiederherstellung der Ordnung mußte die Polizei von der Schusswaffe Gebrauch machen. Ein polnischer Akademiker wurde durch einen Schuß schwer verwundet, 18 Personen wurden in Haft genommen.

Neue Nachrichten von der deutschen Himalaja-Expedition.

Das vorläufige Hauptlager in 3000 Meter Höhe errichtet. X Berlin, 26. Mai.

Die deutsche Himalaja-Expedition meldet am Freitag aus Kanga-Parbat, daß sie ihren Aufmarsch zum Kanga-Parbat vollendet hat. Dem Drachsolon Dienst ist folgender Bericht von dem Leiter der Expedition, Willy Merkl, zugegangen:

Am 12. Mai begann der Abmarsch in Nfor, der letzten Poststation, über Daskin zum großartig wilden, tiefen, geschüttelten Tal des Indus. Bei Talsich wurde der Strom mittels Boote überquert. Zum ersten Mal zeigte sich hier im Abendlicht der Kanga-Parbat in seiner übermächtigen Majestät. Bei anbrechender Hitze gelangte die Expedition am nächsten Tage nach Rakiot-Bridge, dem einzigen Brückenübergang in diesem weltabgeschiedenen Gebiet des Indus. Ein Steilaufstieg von 1300 Metern hinauf ins Rakiot-Tal wurde an einem Tage geschafft und am 16. Mai die Schneegrenze über dem Rakiot-Gletscher erreicht. Hier wurde in 3000 Metern Höhe das vorläufige Hauptlager der deutschen Himalaja-Expedition 1934 errichtet. Die Lasten sind vollständig eingetroffen, die 500 Transportträger werden jetzt entlassen. Der Aufmarsch ist damit trotz des ständig ungünstigen Wetters programmäßig am Freitag, dem 18. Mai, beendet worden.

Die Wissenschaftler, denen interessante geologisch-morphologische Beobachtungen lohnende Aufgaben stellten, trennten sich im vorläufigen Hauptlager von der Gruppe der Bergsteiger und Hochalpinisten. Beim Abschiedsmahl schloß Peter Wachenreuter zwei kapitale Steinböden. Am Dienstag, dem 22. Mai, begann der Vorstoß zum endgültigen Hauptlager bei meterhohem Schnee und schlechter Wetterlage.

9600 Verkehrsführer.

Berlin, 25. Mai.

Im Laufe des Donnerstag wurde in der Reichshauptstadt eine groß angelegte Erziehungsaktion der Fußgänger durch die Schutzpolizei durchgeführt. Alle Fußgänger, die ihre Pflichten im Straßenverkehr verletzten oder die notwendige Vorsicht vernachlässigten, hatten ein polizeiliches Einverständnis zu erwarten. In 207 Fällen mußte wegen besonders grober Verstöße gegen die Verkehrsordnung Strafanzeige erstattet werden. Wegen geringerer Vergehen wurden 1707 gebührenden Ermahnungen erteilt. Schließlich genigten in 778 Fällen mündliche Ermahnungen und Belehrungen seitens der Straßenverkehrsbeamten. Somit wurden im Laufe der von 15 bis 19 Uhr anhaltenden Aktion insgesamt 9600 Verkehrsführer festgestellt.

Schneefall im Riesengebirge.

DNB Hirschberg, 26. Mai.

In der Nacht zum Sonnabend ist im Riesengebirge Schneefall eingetreten, so daß in höheren Lagen von 800 m aufwärts die Berge eine leichte Schneedecke aufweisen.

Hundert Menschen stürzen in die Tiefe.

Bisher 13 Tote geborgen.

DNB New Delhi, 26. Mai.

Eine im Bau befindliche Brücke über den Fluß Tschandab in Kaschmir ist plötzlich eingestürzt. Etwa 100 Menschen wurden in die Tiefe gerissen. Viele von ihnen ertranken. Bisher sind 13 Leichen geborgen worden.

Die Unruhen in Toledo halten an.

Der Streik in Minneapolis beendet.

200 Verhaftungen in New Orleans.

Neuport, 26. Mai.

Die Streiklage in den Vereinigten Staaten hat sich trotz der Bemühungen der Regierung immer noch nicht grundlegend gebessert. Zwar wurde der Streik in Minneapolis durch einen Vergleich beendet, jedoch lehnten die Streikenden in Toledo jede Verhandlung ab. Es kam dort in der Nacht zum Sonnabend erneut zu Zusammenstößen mit der Nationalgarde, die mehrere Salven in die Luft abgab,

nachdem sie von den Streikenden wiederum mit Steinen beworfen wurden. Bei einem erneuten Feuergefecht zwischen Streikenden und Nationalgarde am Sonnabend wurde ein Leutnant der Nationalgarde, ein Streikender und ein unbeteiligter Zuschauer schwer verwundet. Die Aussichten auf eine Beendigung des Hafenarbeiterstreiks an der Westküste sind gleichfalls noch wie vor sehr gering. Auch in New Orleans ist kein Nachlassen des Doharbeiterstreiks zu bemerken, vielmehr kam es dort zu heftigen Zusammenstößen, bei denen mehrere Doharbeiter verletzt wurden. Im Zusammenhang mit diesen Unruhen nahm die Polizei 200 Verhaftungen vor.

DIE BÜCHER-ECKE

Katholische Kirche und deutsches Volkstum

In der Sammlung „Das neue Reich“, die von der Deutschen Akademie herausgegeben wird, ist soeben eine Schrift des Bischofs von Osnabrück, Preussischen Staatsrats und Senators der Deutschen Akademie, Dr. Wilhelm Berning, herausgegeben worden unter dem Titel „Katholische Kirche und deutsches Volkstum“ (Verlag Georg D. W. Callweg, München). In drei Kapiteln untersucht der Verfasser, was die katholische Kirche für die Nation als Blutsgemeinschaft, als Sprachgemeinschaft und als Kulturgemeinschaft geleistet hat. Die Ausführungen bewegen sich sachlich und objektiv auf dem Boden der Tatsachen. Sie beweisen die Bedeutung der katholischen Kirche für die Entwicklung des deutschen Volkes. In rein positiver Art räumen sie mit den schlimmsten Vorurteilen auf. Sie sind befehlend von dem idealen Wunsch, ein fruchtbares Zusammenarbeiten von Kirche und Staat auf dem Boden der Gerechtigkeit und gegenseitiger Achtung herbeizuführen. Wir drucken nachstehend die einleitenden Worte, die das Grundmotiv des Ganzen enthalten, ab.

In dem Quellenlesebuch zur Geschichte des deutschen Mittelalters, das von der Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens in Hamburg herausgegeben wurde, ist eine Stelle aus den Annalen des Klosters Lorsch enthalten, in der uns Kaiser Karls des Großen Begräbnis geschildert wird. Es heißt dort: „Und Karl ward begraben zu Aachen in der Kirche der heiligen Mutter Gottes, die er selber erbaut hatte. Sein Leib aber wurde einbalsamiert und auf goldenem Stuhle in dem Grabgewölbe befestigt, umgürtet mit goldenem Schwerte, ein goldenes Evangelium auf den Knien in den Händen haltend, die Schultern rückwärts auf den Stuhl gehend, das Haupt stattdessen erhoben und mit goldener Kette das Diadem darauf befestigt. Und im Diadem war ein Stück Holz vom heiligen Kreuze eingelegt. Und sie erfüllten sein Grab mit Wohlgerüchen, Spezereien, Balsam und Moschus und vielen Schätzen in Gold. Sein Leib ward mit kaiserlichen Gewändern bekleidet und mit einem Schweißtuch unter dem Diadem sein Antlitz bedeckt. Ein härenes Kleid, wie er es heimlich immer getragen hatte, wurde ihm um den Leib gelegt, und über den kaiserlichen Gewändern ihm die goldene Palgertafel umgehängt, die er auf dem Wege nach Rom zu tragen pflegte. Das goldene Szepter und den goldenen Schild, den Papst Leo geweiht hatte, stellte man ihm zu Füßen; hierauf ward sein Grab geschlossen und versiegelt. Niemand aber kann es berichten, wie groß das Klagen und Trauern um ihn war auf der ganzen Erde, auch bei den Heiden wurde er betrauert als der Vater des Erdkreises. Die größte Trauer aber war bei den Christen und zumal in seinem ganzen Reiche.“

Können wir uns einen besseren Aufschluß für das Thema „Katholische Kirche und deutsches Volkstum“ denken, als diese klassische Stelle aus einer alten Chronik, die in schöner Anschaulichkeit und belebt von der Wärme des Gemütes eben das ausdrückt, was das Grundmotiv und der Grundton unserer Ausführungen werden soll? Katholische Empfinden und deutsche Art durchdringen sich hier so innig, daß ein einziges neues Gebilde daraus hervorgeht, eine Prägung germanisch-christlichen Wesens von wunderbarer Vollendung. Vor über 1000 Jahren war also die germanische Seele schon so ganz und gar eingeschmolzen in das katholische Wesen, daß schon ein neues Metall mit reinem Klang daraus hervorgegangen ist. Dieser Klang ist heilig und fromm zugleich und läßt in einem vollen Akkord das ganze Mittelalter schon erklingen. Die Würde und Kraft des Herrschers in ihren Symbolen ist darin enthalten, aber auch die ganze Zartheit der nordischen Seele, der gemütvollen Zug ihres Wesens. Vor allem ätzt in dieser reinen Harmonie jene Spannung auf, aus deren Gewalt jene Vielseitigkeit und Monumentalität der großen Jahrhunderte unserer Geschichte hervorgegangen sind, die nicht ihresgleichen haben in der Entwicklung der Menschheit. Unter den kaiserlichen Gewändern wird das härene Kleid des Bürgers verborgen, und so werden sie immer sein, die redenshaften Germanen, groß im Stolz ihrer Kraft, groß

aber auch in der Demut ihrer ruhrenden Kindlichkeit. Das Reich Karls des Großen war die Wiege der Nation, deren Volkstum für immer ebenso christliche wie deutsche Züge tragen wird.

Christentum und Germanentum sind keine Gegensätze. Das Germanentum ist nicht durch die Einführung des Christentums zerbrochen und zerstört, sondern veredelt und seiner Erfüllung entgegengeführt worden.

Die heilige Schrift des Alten Bundes, herausgegeben von Pius Parsch, I. Band: Geistliche Bücher (718 S., Ausgabe A (kartoniert) 1.—M., Ausgabe B (Halbleinen) 1,50 M., Ausgabe C (Ballonleinen) 2.—M.). Verlag: Volkstümliches Apostolat, Klosterneuburg bei Wien 1934.

Der rührige Vater Pius Parsch hat das unmöglich Scheinende möglich gemacht: er hat dem katholischen Deutschland eine Ausgabe der hl. Schrift des Alten Bundes geliefert, die in Preis und Ausstattung den billigen protestantischen Bibelausgaben durchaus gleichwertig ist. Der erste Band, der die geistlichen Bücher enthält, ist bereits erschienen, der zweite Band soll im Juli folgen. Dann wird man für 2 M. die gesamte hl. Schrift des Alten Bundes haben können. Die Ausgabe ist bis auf einige wenige Bücher, die nach der Vulgata-Übersetzung verbessert herausgegeben worden sind, eine Originalübersetzung aus dem hebräischen Text. Eine Anzahl tüchtiger Fachleute haben dem Herausgeber dazu ihre selbstlose Mitarbeit geliehen (Univ.-Prof. J. Gabriel, Wien, Prof. Dr. J. Edmayer, Univ.-Prof. Dr. E. Rast, Mainz, Direktor Dr. J. Edmayer, Univ.-Prof. Dr. A. Müller, O. S. B. u. a.). So ist ein Werk entstanden, das möglichst getreu den Originalvorlaut nachtrifft, und doch sich gut und flüssig in wirklichem Deutsch liest. Die Klosterneuburger Bibel gehört in die Bücherei eines jeden gebildeten Katholiken.

Beginnt ein neues philosophisches Zeitalter?

Die deutsche Thomasausgabe hat begonnen. Damit entsteht ein Werk, das alle wahrhaft Gebildeten mit lebendigstem Interesse erfüllen muß. Es ist keine Lebertreibung, wenn wir sagen, daß mit dieser Tat ein neues, philosophisches Zeitalter beginnt und der deutsche Mensch aus den Tiefen seiner subjektiven Verirrung wieder emporgehoben werden könnte. Nichtig beurteilt einer der feinsten, philosophischen Köpfe der Gegenwart, José Ortega y Gasset diesen deutschen Subjektivismus, wenn er sagt: „Wie sich für Midas alles, was er anrührte, in Gold verwandelte, so erblickt der Deutsche alles, was er mit voller Klarheit erblickt, bereits subjektiviert und als Inhalt seines Ich. Die äußere, ich-fremde Wirklichkeit klingt ihm nur wie ein narrendes Echo, ein vager Widerhall in der Höhle seines Bewußtseins.“

Kant ist der Klassiker dieses angeborenen Subjektivismus, der die deutsche Seele kennzeichnet. Subjektivismus nenne ich jene merkwürdige Einstellung, vermöge derer ein Subjekt als ersten und einleuchtendsten Gegenstand sich selbst in der Welt vorfindet. Jeder nachträgliche Versuch, ins Außen hinauszutreten, die bewußtseinsfremde Wirklichkeit, die Dinge und den anderen Menschen zu erreichen, ist eine tragische Mühsal. Die Fühlung mit der Außenwelt ist, streng genommen, niemals Fühlung, unmittelbares Fassen und Halten, sondern ein Kunitzgriff, eine zweifelhafte und unsichere Konstruktion des Geistes. Der subjektive Charakter der Erfahrung breitet sich bis an die Grenzen des Universums aus, und soweit der Erkenntnisdrang reicht, sieht er nur idyllische Gegenstände. Die Kritik der reinen Vernunft ist das Dokument eines tragischen Kampfes, den ein einzelnes Ich um die Gesellschaft einer Welt und anderer Kämpfer kämpft. Aber es findet keinen anderen Ausweg, als das Ich in sich selbst erschafft.“ (José Ortega y Gasset: „Das Wesen der Betrachtung“, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.)

Romane und Novellen

Fritz Kölle: „Das Haus der Väter“. Roman. Hamburg. Verlag Hans Roth. Preis kart. M. 3,50, in Leinen M. 4,80.

In diesem westfälischen Kleinstadtroman wird mit breiter Behaglichkeit und viel Humor das Leben der Generation ausgemalt, die im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts am Werke war. Es ist ein gesunder, robusten Menschen, der mit kräftigen Fäusten sein Schicksal zimmert und an der wirtschaftlichen Entwicklung des Städtchens — ist es Iserlohn oder Bielefeld? — schafft. Aber nicht minder stark als der Erwerbsmann und der Lebensstüchtigkeit dieser Menschen ist ihre Freude an den drallen Genüssen des Daseins entwickelt, und sie leben ihr unproblematisches Leben meist mit einer fröhlichen Unbedachtetheit.

Kölle, der uns mit diesem Roman sein episches Erzählertalent vorlegt, erweist sich mit ihm als ein Erzähler von starker Begabung.

Peter Dörfler: „Feiertagsgeschichten im Jahresring“. 279 S. Bonn. Verlag der Buchgemeinde.

Dieses Buch des bekannten Brieferdichters umfaßt etwa dreißig Geschichten, die nach Monaten geordnet, sich um die Feste des Kirchenjahres ranken. Aus jeder einzelnen von ihnen fühlen wir, wie erdennurzelte dieser Erzähler ist und welche Kräfte er aus dem Boden seiner schwäbischen Heimat und ihrem ungebrochenen katholischen Brautraum gezogen hat. Von diesem katholischen Volk erzählt Dörfler: wie es mit der Natur verwohnen und Gott verbunden ist und immer wieder von der Kirche aus dem Alltag emporgerissen wird.

Der Dichter sieht das Volk nicht von außen an, sondern entkammt ihm selber. So berichtet er von seiner Jugend, die er, geküßt für das ganze Leben, in einem Dorf mit kaum vierzig Gehöften verbrachte — ein leb-

hafter, frischer Junge, der manchmal vor Tragen schielte, „ein Satz voll Warum“. Unvergänglich ist ihm das leuchtende Fronleichnamsspekt geblichen, das das ganze Dorf verwandelt, unvergänglich aber auch der alltägliche Ton des Dreifachglockens, der den Menschen die beherzigenswerte Lehre gibt: „Start, aber nicht groß. Sonst hätte es Lärm gegeben, aber nicht Lied, Gepolter, aber keinen Rhythmus“. Unvergänglich vor allem ist ihm das märchenhafte Weihnachtsfest.

Der Dichter führt mit gleicher Schlichtheit und Erzählerische auch weit über die Heimat hinaus ins Christentum, zum hl. Franziskus, in den noch zwischen Heidentum und Christentum schwankenden germanischen Norden der Frömmigkeit, führt schließlich ins Reich der Legende, die er nicht minder natürlich darzubieten weiß als wirkliche Begebenheiten.

Nicht in verwickelter Lehre wird die katholische Weltanschauung dargelegt, sondern sie geht dem Leser gleichsam unversehens ein, so wie eine kräftig-reine Luft, die wir atmen. Darum sind diese Geschichten vom Volk zugleich ein Volksbuch für jeden. Viele kann man Kindern erzählen und zu lesen geben. Aber auch dem Gebildeten begegnet hier ein Dichter, der ihm etwas zu sagen hat.

Johannes Kirshweg: „Geschwister Sörb“. Eine Erzählung. Preis M. 1.—. Saarbrücker Druckerei und Verlag.

Der bekannte saarländische Dichter legt uns hier eine nachdenkliche Kleinstadtgeschichte vor, deren tiefer Sinn weit über Rahmen und Milieu der Erzählung ins allgemeine Menschliche überquilt und den Leser aufrüttelt.

Im den drei alternenden Schwellern Sörb, die einen Fußboden betreiben und mit ihren bitterbösen Zungen die Ehre ihrer Mitmenschen verheeren, vollzieht sich die Gerechtigkeit so, daß sie selbst zum Gegenstand des Spottes werden. Anita, die Jüngste, die als erste fällt, wird durch ihren Sturz geküßt und wandelt ihre Schande in ein menschlich schönes Glück. Carola, die Älteste, erlebt die Wandlung nach einer herben Täuschung ihres liebesungrigen altjüngferlichen Herzens, und auch Sibyllas verhärtetes Herz wird durch die seltsamen Wege der Vorsehung vielleicht noch vom „Funkeln der ewigen Liebe“ getroffen werden.

Man wünscht dieser mit einer erlebten, meisterhaften Sprache erzählten Geschichte recht viele Leser.

Werner Beumelburg: „Das eiserne Gesetz“. Ein Buch für die Kommenden. Verlag Stalling, Oldenburg.

15 Jahre sind seit den Ereignissen um die „Gruppe Hofmüller“ gekommen und gegangen, und sie haben die Überlebenden aus der Gruppe eine schwere Wahrheit gelehrt: „Es war nicht alles vorbei mit dem Augenblick, da der Selbstmord eine Entlassungspapiere in die Hand drückte. Wir haben noch einen Auftrag zu erfüllen, und dieser Auftrag lautet: Im Namen von zwei Millionen Toten! Dies ist unser Vaterland, für das wir getötet haben vier Jahre lang, — das uns gehört und denen, die nach uns kommen. Alle anderen: Hände weg!“ Das eiserne Gesetz, das jene Millionen unter die Fahnen und in den Tod für das Vaterland zog, ist mit dem Ende des Weltkrieges nicht von den Frontsoldaten genommen, die heimkehrten durften. Der Krieg war nur ein Aufstand — mit seinem Zwang zum Opfer Aufstand zu der Zeit, die das freiwillige Opfer forderte, — er war nur Schule, in der die Vorkämpfer ausgebildet wurden, — durch ihren Gang durch die Schuld, welche die Grenze des Menschlichen ist, und durch ihren Opfergang, in dem sie die Hebel des Menschlichen sahen. Die Kriegsgeneration ist vom Schicksal bestimmt zu den Wegbereitern einer im Krieg noch ungeahnten Zukunft, zu den Kommenden, die in der inneren Haltung und nur in ihr! — dieser vorangegangenen Pioniere ein ganz neues Deutschland werden müssen dürfen.

So ist der Sinn dieses Buches. Einer aus der Gruppe Hofmüller geht unter einem ungewöhnlich schweren Schicksal diesen Weg bis zum freimüthigen Schicksal unter das Gesetz. In einem inneren Selbsteinfinden und seiner inneren Spannung besitzt das Werk mächtig emporende Gewalt.

Richard von Schaukal

Der 60 jährige Dichter weltoffener Frömmigkeit - Von Prof. Dr. Paul Hankamer

Portrait des Marquis de...

Halte mir einer von euch Laffen mein Pferd,
Hole mir einer von euch Lumpen mein Schwert:
Ich lieg bei einer Dame liegen.
Vas einer von euch Schürren einen Falten fliegen:
Ich will ihm nachsehen und mich ins Blaue verlieren.
Störe mich keiner von euch Tieren.

Entstanden kurz nach 1900, ist das Gedicht bestes Beispiel für den aristokratischen Neoromantismus, als welcher Richard v. Schaukal noch langam brüdig gewordener Ueberkunft zu gelten hat. Nachher gab den Wind, nicht von Neoromantik, sondern von Nachromantik bei unserer Dichtung zu sprechen; sein Werk sei noch Welle im Strome lebendig fließender Ueberlieferung. Ein Gedicht, wie das zitierte, muß verstanden werden, wenn man es einfach als bezeichnendes Bekenntnis eines neoromantischen Menschen nimmt, der sich in dem Portrait des Marquis de... wohlgefühlt und ein wenig großmütig spiegle. Der Ton herrischen Unmuts im Munde des kaum Dreißigjährigen ist schroffe Abwehr und scharfe Abwehr von der anmaßend ihm bedrückenden Gegenwart, deren tiefe, wurzellose Gemeinheit in menschlichem Wert und sittlichem Maß immer wieder einmal ungeduldig sein schwebendes Wort traf. Als dichterliche Verbilligung solchen „Unmuts“ (im Goetheschen Sinne) muß das Gedicht gelten, als Ausdruck des Ferngefühls, das ihn von dem bodenlosen Sumpf des vermeintlichen Liberalismus schied und scheiden sollte.

Die Welt, aus der Richard v. Schaukal kommt, ist das alte Österreich, aus der sich beiführendes, kulturgetragenes Bürgerium, das fest und traditionsstolz im Katholischen wurzelte und aus ihm und in ihm seinen geistigen Rhythmus befaß. In dem Prologbandchen „Der eiserne Ring“ fügt er sein inniges Verbundenheit mit Kultur und Landschaft des alten Kaiserreichs, die dankbar folge Liebe zu seiner Heimat als Vaterland bezeugt, ein Prologbandchen auf Alt-Österreich. Die „Eiserne Sonette“, Prologwort wie Lied, sind erfüllt von seiner warmen und verpflichtenden Dankbarkeit, Sohn dieses Landes und stolzes Volk zu sein, Glied einer großen Geschichte, deren hohe Werte und strenge Maße die seinen waren und wurden.

Die für moderne Zeitgenossen schwer glaubliche Tatsache, daß man aus einem unfragwürdigen Geiste geistig leben, in bekehrenden Sitten und gegebene Werte hineinwachsen kann, ohne an geistlicher Nachlässigkeit und menschlichem Rang zu verlieren, ist eine Grundüberzeugung Schaukals, eschärkt durch sein Leben. Immer wieder stellt er die alte Tradition als Voraussetzung jeder echten und umfassenden Kultur fest und beargwöhnt das über Nacht schnell Ermahnene. Der Zug in die Geschichte als in noch jüngere Kulturzeiten, wie sie von seinen

früheren Gedichten gerne und gut heraufbeschworen werden, ist nicht als neoromantischer Historismus abzutun. In diesen näheren oder ferneren Zeiträumen führt er noch den Wurzelboden seiner geistigen und sittlichen Erziehung. Um ein Kinderzimmer handelt es sich, nicht um verpöhlendes Auskosten von Stimmungen und Eindrücken. Es gilt, Kraft und Vorbild adeliger Haltung neu zu gewinnen. Wiederum Abwehr und Abwehr von seiner Gegenwart, in der er sich weniger zu Hause fühlte als in dem, was hinter ihr lag und was er ähnlich vor sich liegen sah, Aufgabe eigenen Lebens und Wirkens.

Bis zum Kriege war dieses als Romantik abgewehrte Bilden nach rückwärts und vorwärts die Haltung der besten Deutschen. Mannigfaltig sind die dichterischen Töne dieses Lebensgefühls. Von der adeligen Fremdheit und harten Kühle des jungen George bis zu der weisheits-schweren Trauer Hofmannsthal reichen die Variationen des Themas, das ganz Europa damals durchklang. Unsere Zeit hat das Kriegergefühl der Dichter als echte Prophetie bewiesen und wird sie weiter beweisen. Die besten bilden damals in die Geschichte, gerade jene, die es ernst mit ihrer Zeit meinten und über die Gegenwart hinaus an die Zukunft dachten, die es zu bereiten galt. Bei Schaukal erhält das Thema Formen, die nach der Wiederrichtung wechsellagen: selten Höhn auf die Herren des literarischen Tagesmarktes, häufiger pietätvolle Feier der großen Zeiten und Männer, und immer wieder in verschiedenster Art seine Wege und zarte Zucht der eigenen Seele und ihres nächsten Kreises. Dies gehört zum Leben. Nur in dieser Dreifalt charakterisieren die Motive den Dichter, d. h. den Menschen Richard von Schaukal.

Der beherrschende Zug dabei ist die Pietät, die für ihn wie für alles vornehme Menschentum ein Urbedürfnis war. Dies Gefühl fester Bindung ist verwandt mit der Frömmigkeit, heißt doch das Wort sowohl wie fromm sein. Und fromm in einem schlichten und tiefen Sinne ist der Dichter. Man verhehe das Wort nur recht; denn niemand ist weniger fromm als der bigotte Frömmiger. Einen frommenden Ton, durch den leider auch eine katholische Unterdrückungsliteratur den ganzen Bereich religiösen Lebens literarisch anrührt und zur Devotionalienliteratur gemacht hat, diesen schlichten Ton enthält sein Werk nicht. Seine Frömmigkeit ist zunächst im Ursprung bestimmt durch das Gefühl der kreatürlichen Grenze gegen den Unbegreiflichen und doch Lebendigen. Eine veredelte Demut erhält Wort, das den Grenzenlosen feiert, der in unser begrenztes Dasein beglückend und erschütternd einstrahlt, einsinkend, eindringend. Die Eichenborke-Klänge des reifen Schaukal kommen aus einem ähnlichen Erleben Gottes und sind nicht nur bühnenbedingte, wenn auch traditionsgebundene. Das Schöne solcher romantisch-frommen Dichtung erwächst

ihm aus dem Bestimmen der laut rauschenden Zeit, aus der leis mahnenden Stille.

Stille.
Stille. Nur das leise Riden
Ungehörter Zeit.
Bis die Seele mit ergebnem Riden
Einfällt bereit.

Aus dem Dunkel eine Hand zu fassen
Und zu geh'n,
Alle ihre Saaten stehn zu lassen,
Wie sie stehn.

Die romantische Klangfarbe ist ebenso eindeutig wie der Unterschied von allem neoromantischen Frömmigkeit. Neu ist seine Frömmigkeitsgebärde, sein „Gebet“, wenn er den Herrn als den Reinen und Lichtigen anruft, der ihm die Seele vermitteln solle, ohne die erdhaft dunklen Wurzelkräfte zu vernichten, durch die hindurch der Mensch seine Gnade empfängt und auswirkt; eine fast zum Geheimnis gewordene Lehre der katholischen Kirche.

Gebet
Heile, Herr, mein Herz von Schwüle;
Über laß es nicht erkalten:
Heile Wärme, klare Kühle
Mögen ebenmäßig wallen!

So vertrauen wie besonnen
Sei es Mitte mir und Quelle,
Unversehrlich, übersponnen
Von dem Widerschein der Welle.

Das Einfachste zugleich und das Schwerste für den schweibenden Menschen der Neuzeit, dem Mittelalter selbstverständlich und vertraut, ist sein frommer Wille, im Kreis des Gegebenen an Geist, Seele, Leib und Welt sich rein zu erfüllen und zu vollenden. Der Motivkreis von dieses „bescheidene Glück“ ist wohl am wenigsten begriffen und anerkannt worden. Das tragische Gebundenheit an sein natürliches Wesen als an eine verliehene Gnade des Schöpfers ist dabei die Quelle der schlichten Ruhe und Klarheit seiner späteren Werke. Ohne Annahme, aber als Ich, und ohne den Willen in alles zu entwerfen, werten für Menschen und Ding, ohne sich an sie zu verlieren, im Grunde des Wesens ruhig, doch tätig im Kampf und Liebe, so steht der Dichter vor uns. Ein verhältnismäßig breites Tagesgespräch, „Erlebet Gedanken“ und „Zeitgenossen“ seine „Erkenntnisse und Betrachtungen“ vermitteln, ist nach Inhalt und Sprache nur möglich in dieser frommen Ruhe. Das Unverrückbare und Entschiedene seiner Stellungnahme läßt dabei nicht zu, daß er der erste hinter jedem möglichen Gefährte ist, das den Staub der öffentlichen Straße aufwirbelt. Im guten Sinne ist der tote Wahr etwas wie ein Gegenspieler Schaukals, dessen Gnade nicht der Spürsinn für das Mögliche und Anfangliche ist.

Den Typus des Schriftstellers, den er vertritt, hat Österreich in hohem, dichterischem Range durch Stifter

vorgebildet. Mag das Bild des großen Epikers, wie wir es heute von Witiko aus sehen, näher an die großen Seher und Richter grenzen, mag uns Schaukal Stifter zu nahe an E. T. A. Hoffmann gerückt haben, im wesentlichen hat er ihn in seiner deutsch-bürgerlichen Größe österreichischer Art recht erkannt; und durch ihn hindurch erscheint uns, nach dem Rang der ihm zukommt, Schaukal selbst.

Stifter und die Romantiker sind Angherren Schaukals, wie George sein Erzähler zur strengen Form war und der große Lyriker Hofmannsthal sein Anreger und oft ein wenig der Verführer zu fremdem Bereich. Seine Verankerung als neoromantischer Impressionist, als der er sich freilich nicht nur für den Oberflächenbild eine Zeitlang gab, ist vor dem Vergangenen des nun Sechzigjährigen nicht zu halten. Bei aller Abhängigkeit oder doch Beziehung von der Strophentechnik und Sprachart des Impressionismus liegt nun die Festigkeit des inneren Kerns, der Wille zur geistigen Entschleunigung aus unverstört religiös-sittlicher Mitte eindeutig klar. Schaukal ist der schriftstellerliche Nachfahre des großen Epikers Stifter, der lyrische Fortbildner der Romantik und dabei das eiche Kind unserer Zeit, als Künstler erzogen von den Großen der neuen dichterischen Epoche, an deren Grenze das Spätwerk Stifters steht und die nach George benannt werden wird, wie jene verfallende nach Goethe.

Schaukal, der uns bestes Gut französischer Lyrik verdeutlicht und die europäische Welt kennt, sagte, daß er sich in England oder sonst irgendwo stets nur als heimliche, befehlener Fremdling vorgekommen sei. Seine geistige Bodenständigkeit hat ihn nur in seiner volkstümlichen Mitte ganz heimlich werden lassen. Und deren organische Mitte ist ihm seine Familie. Der Ehrfurcht vor diesem heiligen Bannkreis alles echten Lebens danken wir eine fülle schlicht-schöner Lieder seiner Mitte und Späzeit. Ihr auch das entzückende Kindheitsbuch „Immergrün“, dessen zarte dichterische Silberfärbungen das viele leicht Beste und Bleibendste seines Werkes sind. Nur in Carollas geheimnisvollem und mächtigem „Buch der Kindheit“ hat es ein größeres Gegenstück seit der Romantik. Beide kommen sie aus der katholischen Welt, und beiden war die Kindheit in dieser Welt des Glaubens die hegende und bewahrende Heimat.

Was von Schaukal dauernd wird? Die Frage stellt der Dichter sich selbst und gab die Antwort, die wir im Dank für sein Wirken wiederholen:

Aus der Nacht gekommen
Wird du wieder geh'n,
Wie der Stern erglommen,
Den wir nicht mehr seh'n.

Alle deine Träume
Lösen sich in Rauch,
Wie die Wolkenräume
Dort verwehen auch.

Aber ein Gedenden
Bleibt an dich, der war,
Und du wirst noch scheitern
Neuentsand'ner Schar.

Dies und Das

Handwerk Im Zeitalter der Technik entstehen oft Meinungsverschiedenheiten nicht über den Wert, wohl aber über den Nutzen der Maschine in Bezug auf den Menschen und die Wertung seiner Arbeit. Der Mensch ist die Maschine der Menschen? Für das Handwerk ist die Frage sehr wichtig. Am Ende des Jahres 1933 wurden 30 Prozent der Handwerksbetriebe in der Reichsstatistik aufgeführt. Die Frage war, namentlich im Handwerk, infolge der Arbeitslosigkeit in den öffentlichen Erörterungen der letzten Zeit häufig umstritten. Die Ausführungen, die Diplomvolkswirt Reitel-Frankfurt im Reichsarbeitsblatt veröffentlicht, dürften deshalb von erheblichem Interesse sein. Er weist darauf hin, daß jetzt das erste Zahlenmaterial zu dieser Frage als Ergebnis einer Erhebung vorliegt, die sich auf das durch die Eintragung in die Handwerksrolle festumrissene Handwerk erstreckt. Von der Erhebung wurden dreihundert aller Handwerksbetriebe erfasst, 40 Handwerkskammern mit 842 729 Betrieben haben sich beteiligt. Davon waren 247 902 Motorenbetriebe. Der Anteil der Motorenbetriebe beträgt somit 29,4 Prozent.

Auf einen Motorenbetrieb entfallen im Durchschnitt 5 PS. Die Maschinenanwendung hat somit auch im Handwerk weitgehend Eingang gefunden. Als Ergebnis wird festgestellt, daß unter Beachtung der besonderen Arbeitsverfassung und der besonderen sozialen Struktur des Handwerks einerseits und der Art der im Handwerk verwendeten Maschinen andererseits von einer Freisetzung von Arbeitskräften innerhalb des Handwerks im größeren Umfang nicht gesprochen werden könne. Die Arbeitslosigkeit handwerklicher Fachkräfte sei keineswegs auf die Maschinenanwendung, sondern darauf zurückzuführen, daß die Umwälze im Handwerk rapide gefolgt sind. Es müsse im Gegenteil festgestellt werden, daß es erst durch die Ausrüstung mit Maschinen dem Handwerk ermöglicht wurde, weiterhin Millionen von Menschen Beschäftigung zu bieten, denn erst durch die Maschinenanwendung habe das Handwerk seinen Stand ausbauen und halten können. Die Maschinenanwendung im Handwerk sei daher durchaus zu begrüßen.

Mahnung zu deutscher Gastlichkeit Eine Mahnung zu deutscher Gastlichkeit erklärt der bairische Staatsminister Effer, der Präsident des Bundes deutscher Verkehrsverbände und Bäder: „Es ist die vornehmste Aufgabe der deutschen Fremdenverkehrsverbände, den guten Ruf deutscher Gastlichkeit sowohl in Deutschland selbst wie im Ausland zu erhöhen. Sie sollen jeden Gast, welcher Herkunft er auch sei, durch vorbildliche Erfüllung der Pflichten,

die dem Gastgeber obliegen, zu einem Freunde Deutschlands und der Deutschen machen. Das gilt vor allem gegenüber den Ausländern, die sich in den Schutz der deutschen Gastfreundschaft begeben. Nachdem die deutsche Einheitsfront am 12. November 1933 in ungeahnter Weise und Festigkeit hergestellt worden ist, muß von jedem einzelnen erwartet werden, daß er Größe und Würde dieses geeinten und starken Volkes und Reiches wahr. Er wird also auch gegenüber vollen und rassenfremden Gästen Zurückhaltung üben und die Gebote der Gastfreundschaft achten. Die Gastfreundschaft ist nicht knechtische Unterwürfigkeit, sondern die Ausübung eines uralten heiligen Schutzes, das freigebig und ohne Ansehen der Person zu gewähren, das Vorrecht des Starken ist. Die Landesverkehrsverbände haben darüber zu wachen, daß jede Mißachtung dieses Schutzes und jede Verletzung der Gastfreundschaft in ihrem Gebiete unterbleibt. Die Mitglieder der Landesverkehrsverbände sind unverzüglich zu strenger Beachtung dieser Mahnung anzuhalten. Sie haben auch im kleinsten Orte dafür zu sorgen, daß jeder Volksgenosse seine Pflicht gegenüber dem fremden Gast erfüllt und nicht leichtfertig durch unüberlegtes und ständiges Verhalten Arbeit und Erfolg der deutschen Fremdenverkehrsverbände gefährdet.“ Man wird diese Mahnung des Ministers Effer gewiß allenthalben beachten; darüber hinaus sollte man mehr noch als bisher auch die Befreiungen der örtlichen Verkehrsvereine unterstützen.

Fußgänger mit Schlußlicht

Alles schreit nach Erweiterung! Vor einigen Jahren wurde auch für die Radfahrer ein Schlußlicht, das sogenannte Kassenauge, durch Polizeiverordnungen eingeführt. Es hat sich in der Praxis so gut bewährt, daß in der letzten Zeit gewichtige Stimmen laut werden, die seine Einführung auch bei Fußgängern, d. h. zunächst nur bei marschierenden Kolonnen, fordern. Eine Reihe schwerer Unfälle, bei denen Kraftwagen in der Dunkelheit in solche Kolonnen hineinfuhren, scheint tatsächlich deren Sicherung notwendig zu machen. Selbstverständlich sind sofort wieder Erfinder auf den Plan getreten, die den Zeitungsredaktionen oder den Polizeibehörden zum Teil geradezu phantastische Projekte auf die Füße legen. Sie brauchen ja gerade nicht der letzte Mann in einer Marschkolonne wie ein wandernder Leuchtturm mit Blinkfeuer und Nebelhorn ausgerüstet zu werden — es würde genügen, wenn er einen der bei den Radfahrern üblichen Rückstrahler auf seinem Rücken oder an seinem Gepäck befestigt. Die Scheinwerfer eines nachfahrenden Autos brechen sich in diesem einfachen Instrument, das nur aus einem facettierten gelblichen roten Glasstück zu bestehen braucht. Die allgemeine Durchführung entsprechender Vorschriften würde ganz zweifellos wesentlich zur Hebung der Verkehrssicherheit auf den deutschen Landstraßen beitragen. Wer nimmt sich der zeitgemäßen Sache an?

zeichnen. Man habe es daher niemanden verdenken können, angezogen der schweren geschäftlichen Schädigungen, die der Kampf für die NSDAP oft zur Folge hatte, an die Solidarität der Parteigenossenchaft zu appellieren. Mit der Machübernahme hätten sich aber auch hier die Dinge grundlegend geändert. Mit allem Nachdruck sei festzustellen, daß alte Parteigenossen nicht zu denen zählen, die im neuen Staat ihre Überzeugung in klingender Münze auszuwerten versuchen. Hingegen sei es immer wieder jener Kreis von Geschäftsmännern, jener besonders tüchtigen, die immer auf dem Boden der Tatsachen ständen, die auch heute versuchen, aus einem Kampf persönlicher und geschäftlicher Vorteile zu ziehen, den andere für sie geführt und den andere mit dem Einsatz von Gut und Blut gewonnen hätten. Nach den Richtlinien der zweiten Bekanntmachung des Verberates sei es ohne weiteres klar, daß Hinweise auf die NSDAP, oder die Zugehörigkeit zur Partei, noch was sonst von „besonders tüchtigen Werbern“ auf entsprechenden Gebieten erbracht wurde, unterlag. Diese Bestimmungen bedürfen sich nicht mit der Auffassung der Reichsparteileitung. Es müsse daher bringen vor solchen Werbemethoden gewarnt werden. Das Bestreben des Verberates, Sauberkeit in der Werbung durchzuführen, werde auch vor diesen Elementen nicht halt machen.

Aus der Stadt Gronau

Die ersten Ferienkinder sind da! Mit dem Vormundern Juge kamen vorgestern mittag die ersten Ferienkinder hier an, die etwa 6 Wochen zur Erholung bleiben. Diese Kinder wurden bei Gronauer Bauern untergebracht. In etwa drei Wochen wird ein weiterer Trupp kommen.

Die sieben Inseln! So ruft es heute in zahlreichen Ausflügen auf allen Bahnhöfen im Reichsbahndirektionsbezirk Münster. Welche sind diese sieben Inseln und wo liegen sie? So wird sich mancher fragen. Denn, daß es sieben sind, ist vielen unbekannt. Es war ein glücklicher Einfall, die Märchenzahl „sieben“ in Verbindung zu bringen mit diesen sieben Inseln, die märchenhaft schön, grün und gelb in der blauen Nordsee schwimmen, der ostfriesischen Küste vorgelagert. Fahrt hin und schaut!

Spezialtag der Rechtsberatungsstelle der Deutschen Arbeitsfront in Gronau am Offenstap jeden Dienstags von 10—13 Uhr vorm. und von 16—19 Uhr nachmittags.

Spiel und Sport.

Bredener Sport.
Das letzte Meisterschaftsspiel. — Werbewoche der Turnerschaft.

Die Bredener Turnerschaft bekommt am Sonntag aus dem letzten Meisterschaftsspiel der Spielserie 33—34 von der Eintracht Coesfeld die beiden Punkte gratis, da die Mannschaften der Coesfelder sich nicht zum Kampf stellt. Abgabe erfolgt in jeder Minute. Verhandlungen für einen Gegner nach Breden sind im Gange und das Ergebnis wird durch Ausgang bekanntgegeben. Anstoß 2.30 Uhr.

Die 1. Jugend spielt in Breden gegen die gleiche Elf der „Grenzwacht“ Oeding. Wir erwarten, daß die kleinen flinken Stürmer diesmal unter Aufsicht ein Tor mehr schießen wie in den bisherigen Spielen, damit mal wieder ein Sieg herauskommt. Anstoß 2.30 Uhr.

Von 1.30 Uhr ab spielen die Reste der 1. und der Stamm der 2. Handballmannschaft gegen den Sportverein Gelfer auf dem hiesigen Sportplatz.

Die Turnabteilung bietet am Sonntag morgen aus Anlaß der Reichswerbewoche der Deutschen Turnerschaft nach dem Hochamte auf dem Marktplatz mit sämtlichen Riegen der breiten Öffentlichkeit turnerische Darbietungen, um so den Wert der Leibesübungen allen vor Augen zu führen.

Im Laufe der Woche werden noch Veranstaltungen schlagartig einsehen und der 3. Juni wird als Abschluß der Werbewoche ein großes sportliches Programm bringen, auf das wir noch zurückkommen werden.

Hauptgeschäftsführer Dr. Georg Heider, Münster i. W.; Stellvertreter des Hauptgeschäftsführers u. verantwortlich für Münster u. des Münsterlandes: Fritz Rediger, Münster i. W.; für Politik: L. Fritz Schürer; für Westdeutschland: L. V. Karl Bode; für Feuilleton: Peter Schlauf; für Handel und Sport: Dr. Anton Henkel, sämtlich in Dortmund; Berliner Redaktion: Dr. Franz Hinkel, Berlin-Lichterfelde. Für den „Zeno-Innenzeitung“ Verantwortlicher: Dr. Fritz Altmeyer, Münster i. W.; Druck: Zeno GmbH, Münster i. W.

Durchschnitts-Auflage IV, 1934: Zeno-Zeitung insgesamt 43 528 enthaltend: Ahlener Volkszeitung, Nachrichtenblatt für die Kreise Aachen und Lüttich, Aachen, 1934; — Allgemeine Zeitung für die Kreise Coesfeld und Ahaus (Billerbecker Zeitung, Gescherer Zeitung, Vredener Zeitung, Stacholder Volksblatt), Coesfeld, 1934; — Borkener Zeitung, Borken, 1934; — Borkener Zeitung für den Niederrhein und Reeser Tageblatt, Emmerich, 1934; — Dülmener Zeitung, Amaliches Kreisblatt für den Kreis Coesfeld, Dülmen, 1934; — Halterner Zeitung, Haltern, 1934; — Kreiszeitung für den Kreis Ahaus (Gronauer Volkszeitung, Eper Volksblatt, Ahaus, 1934; — Münsterländische Volkszeitung (Rheinischer Volksblatt), Rheine, 1934; — Emalischer Tageszeitung (Lingener Tageszeitung, Papenburg, Aschendorfer Zeitung), Rheine, 1934; — Neuer Embsche für Kreis Warndorf und Amt Telge (Warndorfer Kreisblatt, Warndorf, 1934; — Tagesblatt für den Kreis Steinfurt (Ochtrup Anzeiger, Ochtrup, 1934; — Meteler Zeitung, Neuenkirchen (Zeitung), Ochtrup, 1934; — Volksblatt für Bocholt und den Kreis Borken, Bocholt, 1934; — Volksblatt für West und den Kreis Rees, Bocholt, 1934; — Volkszeitung und Nachrichten für Emsdetten, Bursfelde, Nordwalde, Borsdorf, Greven, Emsdetten, 1934; — Volkszeitung für Dorsten und Herrlich, 1934, Dorsten 1934.

Verantwortliche Schriftleitung für den lokalen Teil: Fritz Schlotfunker, Ahaus für den lokalen Anzeigenteil: B. Schütte, Ahaus.

Aus der Stadt Ahaus

Ahaus, den 27. Mai 1934.

Das Bürgerchühentorps rüstet weiter

Auch die letzte Generalversammlung der Bürgerchühen am Freitagabend im Hotel Orlhaus eröffnete weitere gute Aussichten für ein Gelingen des kommenden Jubelfestes. Zwar hatte diese Zusammenkunft wie ihre Vorgänger unter einem — fast traditionell zu nennenden — schwachen Besuch zu leiden, doch kann man als Optimist dabei beinahe glauben, daß die 300 Mitglieder, die sich bisher in die Werbestellen eingetragen haben, sowie Vertreter in die Vereins „Gerde“, die fast bei allen Versammlungen zugegen ist, und ihre Beschüsse legt, daß sie eine Teilnahme an den Beratungen für überflüssig halten. Man hat nur den Wunsch, daß der mangelhafte Besuch später für die ewig fernbleibenden kein Grund zu unbegründeter Kritik an den Maßnahmen ist, die 30—40 Köpfe auf legitimen Wege in den Versammlungen getroffen haben und treffen mußten, wenn die Vorbereitungen keine Verzögerung und Störung erleiden sollten. Im übrigen ist jetzt auch Schluß mit den vielen Versammlungen, die weiteren Vorbereitungen und die ganze Kleinarbeit werden in den nächsten Wochen vom Vorstand und dem Festauschuß erledigt.

Anstelle des zunächst dringend verhinderten Vereinsführers leitete der Ehrenvorsitzende Bürgermeister Rüdiger die Versammlung. Eine lebhafteste Aussprache löste folgende der Punkt „Neuwahl des Vorstandes“ aus. Das Ergebnis war der Beschluß, daß man aus schwerwiegenden Gründen den alten Vorstand im Amt belassen, seinen evtl. amtsmüden Mitgliedern jedoch den vorherigen Rücktritt anheimstellen soll, damit auf diese Weise eine teilweise Erneuerung des Führerates auf natürlichem Wege sich vollziehen kann. — Schriftführer Stadtschreiber Rieger konnte dann die erfreuliche Mitteilung machen, daß die Zahl der festen Anmeldungen bereits 300 erreicht habe, er hoffe jedoch bei weiterer intensiven und alle erfindenden Werbung auf eine starke Erhöhung dieser Zahl, die bei dem niedrigen Festbeitrag von 3,— M und der Bedeutung des diesjährigen Festes auch umwerbe zu erreichen sein dürfte. In der Versammlung wurde bekannt, daß viele an sich schüchternhaft Eingeladene sich zur Teilnahme noch nicht entschließen konnten, weil sie der falschen Ansicht sind, daß der Verein noch Schulden habe und ihre Beteiligung zur Deckung dieser Schulden verpflichte. Demgegenüber wurde betont und vom Schatzmeister Rüdiger i. A. E. Effer bestätigt, daß der Verein keinerlei Schulden — auch keine Sparkasten- oder Bankschulden — hat. Sämtliche Vermögensstücke, die in den letzten Jahren angekauft werden mußten und die Kasse stark in Anspruch nahmen, wie u. a. Fahne, Rahnenschild und Uniformstücke, sind reiflos bezahlt, jedoch der Verein anstatt Schulden beträchtliche Vermögenswerte hat. Bei dem Punkt „Wahl des Offizierskorps“ wurde eine reiflose Einigung dahin erzielt, daß der bisherige Oberst Kaufmann Leo Triep sein Amt weiter innehat, an die Stelle des verstorbenen Majors B. Winkelhaus der bisherige 1. Hauptmann Joseph F. Fiedel tritt, und daß diese beiden die weitere Zusammenziehung des Offizierskorps bestimmen. Im weiteren Verlaufe der Beratungen wurden noch behandelt die Fragen der Festzuordnung, der Musik, der Abhaltung eines großen Preiswettbewerbs auf den Scheibenschützen der Schützenhilfe, woran sich auch die auswärtigen eingeladenen Vereine beteiligen können, und der Art der weiteren Werbung. Aus den vielen Anregungen und angelegten Vorschlägen aus anderen Orten ging hervor, daß auch in Ahaus ein Schützenfest möglich sein müßte, das mitmachen für alle. Einmüßig eine freudige Pflicht wäre. Echter Bürgergeist und froher Gemeinschaftssinn müßten ihren Ausdruck in einem großen, wirklich allgemeinen Volksfest finden. In diesem Sinne sprach auch der inzwischen erschienene Vereinsführer Rechtsanwalt Brandis seine zukunftsweisenden, beherzigenswerten Schlussworte, die endigten mit der Ehrung unserer Staatsführung.

Veränderungen in der Landhilfe

Die Landhilfe hat sich auch im Kreise Ahaus seit ihrer Einführung im Frühjahr 1933 als wirksame Maßnahme zur Arbeitsbeschaffung für Jugendliche und zur Hilfeleistung für bäuerliche Betriebe erwiesen. Die Zahl der z. Z. beschäftigten Landhelfer beträgt im Arbeitsamtsbezirk Ahaus etwa 900. Neuerdings sind zur Fortführung der Landhilfeaktion eine Reihe neuer Bestimmungen getroffen worden, deren Kenntnis für die Bauern sehr wertvoll ist.

Zunächst ist die Betriebsgröße der als Aufnahmebetriebe für die Landhilfe in Frage kommenden Bauernbetriebe von 160 Morgen auf 200 Morgen heraufgesetzt worden, so daß eine weitere Anzahl von Betriebsinhabern einen Antrag auf Landhilfe stellen können. Infolge des starken Bedarfs der Landwirtschaft an landwirtschaftlichen Arbeitskräften wird die Förderung für einen Landhelfer, der 12 Monate gefördert wurde, eingeführt. Immerhin sind im Bezirk Ahaus mindestens 80 Prozent der von der Förderung ausgeschlossenen Landhelfer von den Bauern befreit worden, ein Beweis, daß auch unsere Landwirtschaft gewillt ist, das Aufbauprogramm der Regierung nach Kräften zu unterstützen. Die Förderungssätze sind weiterhin gesenkt worden, damit die Landhilfe möglichst vielen Betrieben zugute kommt.

Es ist zweckmäßig, daß die Bauern zur Klärung von Zweifelsfragen die bekannten Sprechstunden des Arbeitsamtes in Ahaus, Gronau, Coesfeld und Dülmen in Anspruch nehmen. Im übrigen stehen noch Landhelfer zur Verfügung, so daß die Anträge auf Förderung durch die Landhilfe weiter eingereicht werden können.

Ausflug der Deutschen Angestelltenchaft, Ortsgruppe Ahaus.

Der von dem Führer der Deutschen Arbeitsfront Dr. Ley geforderte unerlässliche Zusammenhalt soll innerhalb der Ortsgruppe der Deutschen Angestelltenchaft durch einen gemeinsamen Ausflug verankert werden. Es ist beabsichtigt, am 17. Juni oder 1. Juli eine Wallburgenernachtsfahrt zu unternehmen. Auf der Fahrt sollen die schönsten Burgen und Schlösser des westfälischen Münsterlandes besucht werden. Ein bekannter Sachkenner und Heimatfreund des Münsterlandes hat sich zur Übernahme der Führung bereit erklärt. Um allen Berufstätigen die Fahrt zu ermöglichen, sind die Fahrtkosten sehr niedrig gehalten. Die Einschreibungslisten sind den einzelnen Betrieben bereits zum Umlauf zugelangt. Es wird erwartet, daß sämtliche Angestellte, männliche und weibliche, an der Fahrt teilnehmen. Nur durch einen starken Gemeinschaftsgeist und ein treues Zusammenhalten kann innerhalb der Ortsgruppe gedeihliche Arbeit geleistet werden.

Parteizugehörigkeit kein wirtschaftswerbendes Argument.

Beim Verberat der deutschen Wirtschaft sind zahlreiche Klagen darüber eingegangen, daß die Parteizugehörigkeit als wirtschaftswerbendes Argument benutzt werde. Der Verberat nimmt daher Veranlassung, darauf hinzuweisen, daß die Wirtschaftswerbung grundsätzlich frei sein soll von Hinweisen auf die Zugehörigkeit zur Partei oder einer bestimmten Organisation der Partei. Es stehe, so erklärt der Verberat u. a., außer Frage, daß alle diese Verweise der Verquickung von Werbung mit Zielen oder Aufgaben der Partei und des Staates einschlägigen Beweggründen entgegenstehen. Vor der Übernahme der Macht durch den Nationalsozialismus sei, abgesehen von dem persönlichen Mut, ein Risiko damit verbunden gewesen, sich als Mitglied der NSDAP zu kenn-

Liselotte Schwarz
Josef Wening

geben ihre Verlobung bekannt.

Köln, den 27. Mai 1934.
Kaiser-Friedrich-Ufer 47

Hotel Brinkmann Gronau

An beiden Kirmestagen
Stimmungskonzert
mit Tanz

Auf die im Aushangtafel und an den Plakataufhängen veröffentlichte Bekanntmachung betr. die Frühjahrswasserfahrgewinnung wird besonders hingewiesen.
Gronau i. B., den 19. Mai 1934.
Der Bürgermeister als Ortspolizeibehörde.

Achtung Eierhändler!

Die Eierhändler des Kreises Ahaus werden hiermit zu Montag, den 28. Mai 20 Uhr im Hotel Nienhaus in Borken zu einer wichtigen Versammlung eingeladen.

Tagesordnung:
Bekanntgabe über die Neuregelung des Eiermarktes.
Der Kreiswart.

Brennholzverkauf

Am Dienstag, den 29. Mai mittags 1 Uhr werde ich hinter meiner Fabrik eine Partie Brennholz öffentlich meistbietend gegen bar verkaufen.

Joh. Dües, Ahaus

Gebrauchter Küchenherd zu kaufen gesucht.

Angebote mit Preisangabe unter Nr. 856 an d. Gesch.

Hühneraugen

besitzt schmerzlos und sicher Lebewohl die Pfisterbinde Filterring Metallplattenband Bloch, (P. Pfister) 68 Pfg. in Apoth. und Drogerien. Sicher zu haben: Westfalia-Drog. Wilh. Hansen, Adler-Drog. Hoogen.

Reisende Barverdienst

Der Plan über die Auslegung eines Fernsprecherablaßes in Borken bei Ahaus liegt bei der Postagentur in Borken bei Ahaus von heute ab 4 Wochen aus.

Telegraphenbauamt Reddinghausen

In Gronau mehrere Baupläne

in geeigneter Lage gegen Barzahlung zu kaufen

Ladenlokal

in der Bahnhofstr. in Gronau gelegen zu vermieten.

Anfragen an Frau Th. Prein, Gronau

auch im Buche

suche Deutschland

Statt jeder besonderen Anzeige

Nach Gottes hl. Willen entschlief Freitag vormittag meine liebe Frau, unsere gute Mutter, Tochter, Schwester, Schwägerin und Tante

Frau Friederika Mummenhoff geb. Wigger

Sie starb, versehen mit den hl. Sterbesakramenten, im Alter von 27 Jahren, nachdem sie einem Söhnchen das Leben geschenkt, das ihr wenige Stunden später in die Ewigkeit folgte.

Im Namen der trauernden Hinterbliebenen:

Gottfried Mummenhoff Familie Joh. Wigger

Gronau, den 26. Mai 1934.

Die Ueberführung zur Kirche findet statt Dienstag, den 29. Mai morgens 8.15 Uhr vom kath. Krankenhaus aus; 8.30 Uhr Seelenamt anschl. Beerdigung.



Gebt unsern Kriegsbeschädigten Arbeit

Sie schützen eure Betriebe Sie brachten schwere Opfer

Bedeutende Neuerscheinung!

Thomas von Aquino, Summe der Theologie

zusammengestellt, eingeleitet u. erläutert von Jos. Bernhardt

Band I

Gott und Schöpfung

Ganzleinen 4- Das Gesamtwerk wird 2 Bände umfassen Band II erscheint demnächst

GEOR. LENSING, Buchhandlung Gronau

Blick nach draußen.

Notizen aus Auslandszeitungen.

Mandschukuo baut Kriegsschiffe.

Der neue Staat Mandschukuo entfaltet auf allen militärischen Gebieten eine sehr lebhaftige Tätigkeit. Während seine Landrücken in China und Sowjetrußland mit Interesse verfolgt werden, haben die Vereinigten Staaten ihre Aufmerksamkeit auf die Erbauung von Zerstörern und anderen Kriegsschiffen gerichtet, die auf mandchurischen Werften auf Kiel gelegt worden sind. Wie „Echo de Paris“ berichtet, fürchtet man in amerikanischen Kreisen, daß Japan auf diese Art und Weise die Bestimmungen der Flottenabkommen von Washington und von London zu umgehen beabsichtigt. Demgegenüber wird von japanischen Stellen darauf hingewiesen, daß Mandschukuo bis zum Ablauf des Flottenabkommens nur zwei Kanonenboote bauen werde, um allerdings dann eine Erweiterung seines Flottenbauprogramms vorzunehmen.

Mit Operationsbesteck im Flugzeug nach der Südpole.

Die moderne Zivilisation hat abenteuerliche Geschäfte nicht unmöglich gemacht, auch wenn sie vielleicht andere Gestalt angenommen haben als ehemals. Befindet sich da der bekannte amerikanische Weltreisende William A. Robinson aus Chicago auf einer Fahrt durch die Südpole. Ein junger Beter und seine Frau begleiten ihn. Die drei Leute haben als Fahrzeug eine Schaluppe von elf Metern Länge. Sehr



Oberammergauer Jubiläumsmedaille. Das bayerische Hauptmünzamt gibt jetzt eine von dem Bildhauer Karl Gock, München, entworfene Medaille heraus zur Erinnerung an die diesjährigen, seit nunmehr 300 Jahren in fester Tradition von Ortseingewiesenen des oberbayerischen Dorfes alle vier Jahre veranstalteten Passionsspiele von Oberammergau.

antern sie auf der Höhe der Galapagos-Inseln, von denen eine die neue Heimat des bekannten Entsetzlers Dr. Ritter geworden ist. Robinson ist nun plötzlich von einer schweren Blinddarmentzündung befallen worden. Auf telegrafische Anfordernung hat die Marineverwaltung der Vereinigten Staaten von Panama aus ein Flugboot mit zwei Ärzten, einer Schwester und dem notwendigen Operationsbesteck nach den Galapagos-Inseln beordert. Dort wird der Patient auf dem Schiff operiert werden. Man hofft, daß die Ärzte so rechtzeitig da sein können, daß das Leben erhalten werden kann. Mittlerweile haben sich die Ärzte den Rundfunk zunutze gemacht, indem sie Anweisungen über die Behandlung und Pflege des Kranken bis zum Eintreffen der Ärzte durch Radio gegeben haben. Die Schaluppe Robinsons verfügt über einen Empfangsapparat, so daß die Frau und der Beter Robinsons sich über die Anweisungen einer fachgemäßen Pflege unterrichten können.

Auch ein „Friedensdenkmal“.

In der Nähe von Verdun ist jetzt, wie „Echo de Paris“ berichtet, in der kleinen Gemeinde Flabas ein Denkmal errichtet worden, das in seiner Art für sich selbst spricht. Es stellt einen französischen Soldaten dar, der an Händen und Füßen an einen Baum gefesselt ist und stirbt. Damit will man symbolisch die „Qualen“ wiedergeben, die französischen Soldaten an-

geblich in einem deutschen Gefangenenlager in der Nähe von Flabas während des Weltkrieges erlitten haben. Das Denkmal, ein Monument unversöhnlichen Hasses und unermüdlicher Deutschenhete, ist in Anwesenheit einer Reihe von Senatoren sowie von Vertretern des französischen Heeres eingeweiht worden. Als Urheber dieses Denkmals zeichnet die Vereinigung ehemaliger französischer Kriegsgefangener verantwortlich.

Roosevelt verschenkt ein Szepter.

Präsident Roosevelt hat dem großen Nachbarland der Vereinigten Staaten, dem Dominion Canada, gegenüber eine „königliche Geste“ gemacht. Canada feiert in diesem Jahr sein 400 jähriges Jubiläum. Im Jahr 1534 ist es zuerst von weißen Ansiedlern besiedelt worden. Wie „Daily Telegraph“ berichtet, werden im Sommer große Feierlichkeiten aus diesem Anlaß stattfinden. Aus einer Reihe von Ländern sind bereits Glückwünsche und Geschenke eingelaufen. Nun wird Amerika durch seinen Präsidenten den Canadian das Szepter schenken, das im Jahre 1813 aus Canada weggeführt worden ist. Damals lagen die USA

in einem kurzen Krieg mit England. Der amerikanische General Pike kreuzte mit 2500 Mann den Ontario-See und eroberte die kleine Stadt York, die damals die Hauptstadt des kanadischen Bundeslandes Ontario war. Er besetzte das Parlamentshaus und nahm das Szepter des Sprechers, eine hölzerne Figur des britischen Löwen, die Rücke des Sprechers und die Standarte des englischen Königs mit, die über dem Parlament wehte. Der amerikanische General wurde durch einen Stein getötet, der bei der Explosion eines Pulvermagazins in die Luft flog. Daraufhin zündeten die wutentbrannten Soldaten das Städtchen York an. Die Engländer rächten sich im folgenden Jahr dadurch, daß sie die Bundeshauptstadt in Brand schossen. Seit 1814 ist der Friede zwischen den beiden anglosächsischen Staaten nicht mehr gebrochen worden. Durch das Geschenk des amerikanischen Präsidenten an Canada soll die Freundschaft der beiden Länder noch äußerlich zum Ausdruck gebracht werden. Im Lauf des Sommers wird Roosevelt auch das Fort Niagara wieder eröffnen, das dadurch bekannt ist, daß dort täglich der Union-Jack neben dem Sternenbanner und der französischen Tricolore weht.

Der Hunger in der Sowjet-Ukraine.

„Ein chronischer Zustand“.

„Dilo“, das Lemberger Blatt der Ukrainer Ostgaliziens, ist in der Lage, ständig Berichte über die gegenwärtige Lage in der Sowjet-Ukraine in Hinsicht auf die dort tatsächlich bestehenden Lebensmittelsverhältnisse zu veröffentlichen. Ist es doch die Grenze zwischen der Sowjet-Ukraine und Ostgalizien am 3. Bruch, die die vor dem Hungertode stehenden Volksgenossen überschreitet, wenn nicht vorher eine Aue der sowjetischen Grenztruppen sie erreicht. Diese, denen es gelang, dem Tode zu entkommen, machen ihren Volksgenossen Mitteilung von den schrecklichen Erlebnissen in ihrer früheren Heimat. Neben diesen, dem Leben zurückgegebenen Augenzeugen über die wahren Zustände in der Sowjet-Ukraine, besteht ein schriftliches Beweismaterial. Es sind dies die Mitteilungen der Unglücklichen, die in der großen Not verbleiben müssen.

„Dilo“ (vom 17. Mai) enthält einen erschütternden Bericht, den eine aus der Sowjet-Ukraine entflozene ukrainische Mittelschullehrerin dem ukrainischen Sejm-Abgeordneten S. Chruščj erstattet hat. Chruščj beschreibt vorerst den Zustand, in dem sich die jüdischen Geflüchteten befand. Er teilt mit: „Sie sah einem Menschen ähnlich, der nach einer langen, schweren Krankheit, nachdem er die Lebensgefahr überwunden, sich der Genesung noch nicht bewußt ist. Teilnahmslosigkeit und fast gänzliche Apathie kennzeichnen diesen Zustand. Es sind dies auch die Eigenschaften aller derer, die nach längerem unwillkürlichen Aufenthalt in der Sowjet-Union die Grenze zu einem anderen Dasein überschreiten. In diesem Zustande spiegelt sich die Stärke des gehabten furchtbaren Erlebnisses.“

Chruščj teilt hierauf die Einzelheiten seines Gesprächs mit der geflüchteten Mittelschullehrerin mit. „Auf meine Frage, ob in der Ukraine noch Hunger besteht“, heißt es in dem Bericht hierauf —, „lagte sie: Der Hunger in der Ukraine ist eine fast allgemeine Erscheinung. Der Hunger ist dort zu einem

chronischen Zustande geworden. Daß er noch da ist, beweisen die noch immer vorkommenden Fälle von Kannibalismus, die einwandfrei festgestellt wurden. In der Stadt, in der ich lebe, tötete ein Mann im Hungerdelirium seine Frau. Auch Fälle von Kindesstötungen, oft Beschleunigung des bereits nahen Todes, sind nicht selten. Solche Tötungen der Kinder erfolgen nicht immer in Anfällen des Kannibalismus, sondern weil Eltern die armen Kinder nicht mehr leiden sehen können. Sie töten ihre Kinder, da sie nicht mehr imstande sind, diese am Leben zu erhalten, sie diese nicht mehr ernähren können.“

Die Geflüchtete berichtet weiter: „An dem akuten großen Lebensmangel leiden alle, die Menschen in den Städten und die Landbewohner. Aber das eigentliche Hungergebiet ist doch das flache Land. Wie die Menschen so noch leben können, ist unverständlich. Rüben, verschiedene Gewächse, Wurzeln und alles Mögliche, das sich nur kauen läßt, wird zu verzehren gesucht. Und so sterben dann die Menschen. Teils direkt, durch den rapiden Kräfteverfall, teils indirekt, durch die sich einstellenden Krankheiten. Es sterben häufiger die Männer als die Frauen. Arbeitsfähige Männer sind in einem ukrainischen Dorfe nicht oft anzutreffen.“

Der Abgeordnete Chruščj stellte an die Geflüchtete die Frage, wie viele Menschen gegenwärtig in der Sowjet-Ukraine wohl hungern mögen? Hierauf erwiderte die Lehrerin: „Wie viele Menschen gegenwärtig in der Sowjet-Ukraine hungern, ist sehr schwer zu sagen. Darüber bestehen beiderseits keine Statistiken. Besonders schwierig lassen sich da bestimmte Angaben bezüglich des flachen Landes machen. Dieser Teil der Bevölkerung ist ganz seinem Schicksal überlassen. Es besteht aber in der Sowjet-Ukraine die allgemeine Ueberzeugung, daß die Ziffer von 10 Millionen Hungernden nicht zu hoch gegriffen ist.“

Erklärungen des Stellvertreters des Reichsjugendführers.

DNB Berlin, 25. Mai.

Der kürzlich zum Stabsführer der Reichsjugendführung und Stellvertreter des Reichsjugendführers ernannte Obergebietsführer West Hartmann Lauterbacher gab einem Vertreter des Deutschen Nachrichtenbüros in einer Unterredung einen Überblick über sein neues Tätigkeitsgebiet und über die Stellung der Hitlerjugend zu den wichtigsten Gegenwartsfragen.

Danach ist Lauterbacher als Stabsführer der Reichsjugendführung und Stellvertreter des Reichsjugendführers für die Arbeit aller Abteilungen mit Ausnahme der Abteilung Ausland verantwortlich. Er vertritt den Reichsjugendführer bei Kundgebungen im Lande und leistet die organisatorischen Vorbereitungen für die großen Aktionen der Hitlerjugend.

Über die Schulungsarbeit der HJ berichtete Obergebietsführer Lauterbacher u. a., das Jahr 1934 sei

der Zeitpunkt, der das Gesicht des nationalsozialistischen Staates in zehn und zwanzig Jahren bestimmen werde. Daher sei mit einer ganz intensiven Schulungsarbeit begonnen worden, die in den Führerschulen sowie auf Heimabenden, Fahrten und Zeltlagern durchgeführt werde. Es gebe im ganzen Reich 150 Führerschulen, die nach ihrer besonderen Bedeutung in Bann-, Oberbann-, Gebiets- und Obergebietsführerschulen gegliedert sind. Dazu komme die Reichsjugendführerschule in Potsdam.

Eingehend auf die letzten Angriffe gegen die HJ erklärte Lauterbacher, es sei die größte Verleumdung, die man der HJ antun könne, wenn man erkläre, sie stelle sich in Gegensatz zum Frontsoldatentum. Wenn die HJ aber angegriffen werde, so müßte sie diese Angriffe mit der nötigen Energie zurückweisen und diese Angreifer in die Front der gegenwärtigen von der Bewegung bekämpften Mörder und Mörderer einreihen, die besser täten, die Hitlerjugend erst einmal kennen zu lernen.

Weiterhin wies Lauterbacher die Angriffe zurück, die im Zusammenhang mit der Frage der Konfessionel-

ten Jugendverbände gegen die Hitlerjugend erhoben wurden und vertrat dabei den vom Reichsjugendführer und anderen maßgeblichen Stellen der HJ stets vertretenen Standpunkt, daß die HJ nicht gegen die katholische Kirche eingestellt sei. Die HJ erstrebe jedoch eine Einigung der gesamten deutschen Jugend, um die einheitliche Erziehung der Jugend dem Führer und der Zukunft gegenüber zu garantieren.

Kreuzer „Karlsruhe“ auf der Rückfahrt nach Europa.

DNB Boston, 25. Mai.

Der Kreuzer „Karlsruhe“ hat nach längerem Aufenthalt in Boston die Rückreise nach Europa angetreten. Während der Pfingstfeiertage hatte auch der deutsche Botschafter, Dr. Luther, in Boston gewelt, um an den Veranstaltungen zu Ehren der Befähigung des deutschen Kriegsschiffes teilzunehmen. Auch das Deutschland und die Bostoner Bevölkerung nahmen an den Feierlichkeiten großen Anteil. Der Gouverneur des Staates Massachusetts und die Spitzen der Zivil-, Militär- und Marinebehörden waren Gäste des Kommandanten der „Karlsruhe“ an Bord des Schiffes. Am Pfingstsonntag fand in Anwesenheit des Botschafters auf dem Kreuzer ein deutscher Gottesdienst statt. Als die „Karlsruhe“ aus dem Hafen auslief, hatte sich zum Abschied eine große Menschenmenge am Pier eingefunden, die das schöne Schiff und seine vortreffliche Befähigung nur zu ungern scheiden sah.

Betrunkene an den Pranger.

X Augsburg, 25. Mai.

In einer Bekanntmachung der Polizeidirektion Augsburg heißt es u. a.: „Es kommt immer wieder vor, daß Polizeirunden sich sinnlos betrunkenen Personen annehmen müssen, die in ihrem Zustand oft nicht mehr nach Hause finden, nachts ruhestörenden Lärm verursachen und eine schwere Gefahr für den Verkehr bilden. Heute, da die nationalsozialistische Regierung mitten im Kampf gegen Erwerbslosigkeit, Hunger und Elend steht, wo jeder zu allererst am Wiederaufbau des Vaterlandes mitzuhelfen hat, dürfen einzelne sich ein solch unwürdiges, in jeder Hinsicht volkschädigendes Verhalten nicht mehr ungestraft zuschulden kommen lassen. Es werden deshalb künftig die Namen aller auf öffentlichen Straßen und Plätzen wegen Trunkenheit polizeilich beanstandeter Personen unmissverständlich in den örtlichen Tageszeitungen bekanntgegeben.“

Zwei Polizisten von der Dillinger-Bande erschossen.

DNB Newyork, 25. Mai.

Wie aus East Chicago im Staate Indiana gemeldet wird, wurden dort zwei Polizisten, die verdächtige Kraftwagen durchsuchen sollten, von den Insassen eines Wagens einige Kilometer südlich der Stadt erschossen. Vorbeifahrende Kraftwagen nahmen sofort die Verfolgung auf, verloren aber bald die Spur des davonraufenden Verbrechenswagens, dessen Insassen vermutlich zur Dillinger-Bande gehörten.

Bei dem Versuch, im Chicagoer Vorort South-Holland eine Bank auszurauben, wurde ein Räuber getötet, ein anderer schwer verwundet. Die Bande, vier Männer und zwei Frauen, fuhr im Kraftwagen vor dem Gebäude vor. Während die Frauen am Steuer blieben, drangen die Männer in dem Augenblick, als das Bankgewölbe automatisch geöffnet wurde, in die Räume ein. Die auf dem Ballon postierte Bankwache eröffnete darauf sofort das Feuer aus einem Maschinengewehr. Während zwei Verbrecher getroffen niederfielen, flüchteten die anderen mit dem Kraftwagen und konnten trotz heftiger Beschließung entkommen. Der Wagen ähnelt dem von der Dillinger-Bande benutzten Kraftwagen.

Wetterbericht.

Schwache bis mäßige Winde zwischen Nordwest und Nord, wechselnde aber meist kühlere Bewölkung mit vereinzelten Niederschlägen, Temperaturen aber nur wenig verändert, zeitweise aufgeweicht und dabei etwas milder. — Wahrscheinliche Weiterentwicklung: Uebergang in ruhigeres und vielfach heiteres Wetter bei langsam ansteigenden Temperaturen.



Gold

ist ein Wertmesser. - Man kann die Achtheit aber auch an anderem kostbaren Material prüfen. - Für eine Zigarette ist der Maßstab die Qualität der feinen orientalischen Tabake. Goldgelbe, aromastrotzende Tabake enthält

Bergmann

Prival 3 1/3

Edel-Blatt-Auslese / Hochoval / Neue Farb-Filmbilder

Aus Westdeutschland.

Falschgeld für Kinder.

Recklinghausen, 25. Mai.
Die Polizei nahm hier zwei Personen fest, die seit längerer Zeit falsche fünfmarkige Scheine hergestellt haben. Ein Scheinzelgler wurde beschlagnahmt. Die Falschmünzer behaupteten, das Falschgeld nur als Spielzeug für ihre Kinder hergestellt zu haben. Diese Aussage ist aber so töricht, daß sie unglaublich erscheint, wenn es auch bis jetzt noch nicht gelungen ist, den Burschen nachzuweisen, daß sie das Geld umgelegt haben. Bemerkenswert ist, daß der Schwiegervater von einem der Festgenommenen bereits als Falschmünzer verurteilt ist.

Defraudant begeht Selbstmord.

Gelsenkirchen, 25. Mai.
Am Mittwochabend wurde aus dem Rhein-Herne-Kanal die Leiche eines Mannes gefischt. Nach den polizeilichen Ermittlungen handelt es sich um einen 50 Jahre alten Mann aus der Franz-Selbke-Straße, der Kassierer eines Sterbevereins war und in dieser Eigenschaft einen Betrag von 3000 Mark unterschlagen hatte. Das Geld hatte er verwettet und verlor. Als er schließlich keinen anderen Ausweg mehr sah, ist er in den Tod gegangen.

Kalb mit zwei Köpfen.

te. Korbbe (Warburg-Land), 25. Mai.
Eine seltene Geburt brachte in vergangener Woche die Kuh eines hiesigen Bauern zur Welt: ein Kalb mit zwei Köpfen. Leider fehlte dem seltsamen Tiere die nötige Lebenskraft.

Zehn Seklar Nadelwald durch Feuer vernichtet.

mp Rathen, 25. Mai.
Bei starkem Nordwestwind stand am Mittwochmorgen die Tinnener Forstung in Flammen. Die Rauchschwaden bewegten sich über den Nadelwaldungen, die in der hellen Morgenluft zusammenstiegen. Auch der alte Tannenbestand der Herzog v. Arenberg'schen Forsten wurde von dem Feuer ergriffen. Die Bewohner der Gegend zwischen Rathen und Haren strömten in Scharen herbei und begannen sogleich mit Löscharbeiten, die aber durch Wassermangel sehr erschwert waren. Der trockene Sandboden glitt wie rieselnder Dünenand von den Schaufeln und konnte deshalb nur unter unglücklichen Anstrengungen allmählich zum erlöschenden Eindämmen des Feuers dienen. Es war den hiesigen Leuten nicht möglich, zu verhindern, daß der Brand sich in einem Umfange von zehn Hektar Waldland ausbreitete, auf dem jetzt nur armelige, schwarze Baumstümpfe von den Werten zeugen, die hier eine Generation von Forstmännern hochgebracht hatten. Ein Teil des Bestandes war zu Grabe geholt, gefüllt gewesen und ist nun dahin.

Der Hanner Mord vor Gericht.

DNB Wuppertal, 25. Mai.
Der Mord an dem 71-jährigen Gastwirt Hermann Kriehaus aus Haan, der im Februar d. Jrs. ungeheures Aufsehen erregte, findet zurzeit sein Nachspiel vor dem Schwurgericht Wuppertal-Elsberg. Angeklagt ist ein gewisser Höfgen, der erst nach langem Verhören und umfangreicher Ermittlungstätigkeit der Polizei ein Geständnis ablegte. Er erklärte, in den unter dem Stall liegenden Keller des Gastwirtes eingedrungen zu sein, um sich dort einige Flaschen Bier zu holen. Hier habe er Kriehaus angetroffen und nach dem er von diesem geschlagen worden sei, mit dem alten Mann gerungen. Er habe aber niemals die Absicht gehabt, den Mann zu töten oder zu berauben.

Der Staatsanwalt steht dagegen auf dem Standpunkt, daß Höfgen den alten Mann nach einem vorher ausgelegten Plan umgebracht hat, um sich in den Besitz des Geldes zu setzen, das im ersten Stockwerk des Hauses aufbewahrt war. Die Verteidigung sucht demgegenüber den Nachweis zu führen, daß es sich hier um eine Körperverletzung mit tödlichem Ausgang handele. In der gestrigen Verhandlung wurde ein Verdict vor genommen. Am Tatort erörterte Höfgen mit kühler Sachlichkeit die Vorgänge, wie er sie bereits in der Ver-

handlung geschildert hatte. Die Richte des Kriehaus hat nach ihrer Angabe in der Beweisaufnahme, die nach Beendigung des Verdicts wieder aufgenommen wurde, noch einige Tage vor der Tat mit ihrem Onkel gesprochen. Bei dieser Gelegenheit habe ihr der Onkel erzählt, daß am Sonntag zuvor zwei Männer in der Wirtschaft gewesen seien, denen er nicht trauen könne. In diesem Zusammenhang habe der Onkel auch bitterlich gemeint und gemeint, es gehe mit ihm nicht gut aus, er würde sicherlich noch eines Tages von Mördern kalt gemacht.

In der Nachmittagsverhandlung wurde der lang gesuchte Wandaufsucher Peter v. d. Hoffen, der mit Höfgen auf dem Wege von Rön nach Solingen zusammengetroffen ist, Höfgen habe zu ihm gesagt, er wisse, wo was zu holen sei. Das wäre nämlich bei dem alten Wirt, den man leicht überfallen könne. Später hätten sie sich dann getrennt. Höfgen sucht diese Aussage, die für eine vorsätzliche Tat spricht, abzuwehren. Er machte den Einwand, daß er ausdrücklich gesagt habe, dem alten Mann dürfe aber nichts passieren.

Der Staatsanwalt gab dann bekannt, daß er ein interessantes Schriftstück habe, nachdem Höfgen den alten Kriehaus schon vor mehreren Jahren mit verschiedenen Leuten überfallen wollte. Die geldliche Beute aus diesem Überfall habe, dem Schriftstück zufolge, der KPD zuzuführen sollen.

Großfeuer in einer Zündwarenfabrik.

Rattingen, 26. Mai.
Am Freitag, kurz nach 2 Uhr, brach in der Zündwarenfabrik Karl Blumberg u. Co. Feuer aus, das sehr rasch einen großen Umfang annahm. Unter starken Detonationen flogen die in der Fabrik fertiggestellten und auf Lager befindlichen größeren

Rote Pfingsttreffen in Saarbrücken.

„Die Probe aufs Exempel“.

Unter der Überschrift „Die Probe aufs Exempel“ befaßt sich die „Saarbrücker Zeitung“ in ihrer Ausgabe vom 24. Mai mit den roten internationalen Pfingsttreffen in Saarbrücken im Zusammenhang mit der Politik des Präsidenten der Regierungskommission, insbesondere bezüglich der Frage einer Einsetzung fremder Polizei ins Saargebiet. Bekanntlich ist ja ein wesentlicher Bestandteil der Abstimmungspolitik des Präsidenten die Forderung einer neutralen Polizeitruppe. Es ist ebenso bekannt, daß er jede Gelegenheit wahrnimmt, um der Weltöffentlichkeit zu zeigen, daß im Saargebiet politische Hochspannung herrscht und Terrorakte und Ausschreitungen der Anhänger der Deutschen Front gegen die Opposition wahrnehmbar seien. Er hat jedoch zu Pfingsten Gelegenheit gehabt, diese Ansicht gründlich zu revidieren, wenn es ihm wirklich darauf ankommt, ehrliche Politik zu machen.

Die „Saarbrücker Zeitung“ weist in ihrem Artikel auf das Pfingsttreffen der roten internationalen Sportler in Saarbrücken hin, das von dem Hauptstadthaus zu einer politischen Kundgebung umgeformt worden ist. Die Tatsache der sportlichen Einnahme und des wirklichen politischen Inhalts der Veranstaltung mußte jedoch der Regierungskommission schon vorher bekannt sein. Trotzdem hat sie diese Veranstaltung nicht verboten. Das Blatt fragt nun: „Am vergangenen Sonntag durchzogen mehrere hundert Teilnehmer an den beiden roten Pfingsttreffen die Straßen von Saarbrücken. Ist auch nur ein Teilnehmer dieser roten Zusammenkünfte irgend etwas geschahen, hat man irgendeinem der zahlreichen erschienenen Emigranten, erkenntlich an ihrem provinziellen Dialekt, ein Härlein getrunken? Hat irgend einer der politischen Abgesandten bei den Leuten Abwehrhandlungen oder Abwehrgefühle ausgeübt, denen selbst das Tragen politischer Abzeichen verboten wurde? Wie physikalisch verständlich wäre es gewesen, wenn die Anhänger der Deutschen Front die Abzeichen des Klassenkampfes und der antideutschen Propaganda genau so „aufreizen“ und „provokatorisch“ empfunden hätten wie gewisse saarländische Zentralbehörden ein Paar braune Stiefel oder die Zeichen des Hakenkreuzes. Trotz alledem geschah nichts. Es kam zu keinerlei Anstößen, zu keinem Wortwechsel,

Mengen Pistolenflinten in die Luft. Durch den dadurch hervorgerufenen Lärm wurden die Fensterhebel der in der Nähe befindlichen Wohnhäuser eingebrückt. Die in kurzer Zeit eintreffenden Feuerwehren aus Düsseldorf, Ratingen und Lintorf konnten den Brand auf seinen Herd beschränken. Das gesamte Fabrikgebäude ist in den Flammen zum Opfer gefallen. Der Sachschaden, der beträchtlich ist, ist durch Versicherung bedeckt. Die Fabrik beschäftigte 50 Personen, die jetzt wahrscheinlich für längere Zeit brotlos geworden sind.

Kraubüberfall in Krefeld.

3000 RM. erbeutet.
Krefeld, 26. Mai.

Am Donnerstag gegen 10.30 Uhr wurde der Kassenhabe eines hiesigen Unternehmens, der sich auf einem Fahrrad befand und eine Aktentasche mit etwa 3000 RM. Lohngebern bei sich hatte, kurz vor dem Eingang zu seiner Firma von zwei Männern, die aus einem geschlossenen, braunen Personentransportwagen sprangen, vom Kade gerissen und seiner Aktentasche mit Inhalt beraubt. Ein junger Mann, der den Vorfall bemerkt hatte und zu Hilfe eilen wollte, erhielt von den Räubern einen Beischuß. Der Verletzte wurde dem Krankenhaus zugeführt. Die Räuber fuhren mit hoher Geschwindigkeit davon und entkamen.

Kaplan in Schutzhaft genommen.

Machen, 26. Mai.
Die Staatspolizeistelle teilt mit: Der Kaplan Ludwig Heinen in Solberg, dem durch den Regierungspräsidenten bereits vor einiger Zeit die Erlaubnis zur Erteilung des Religionsunterrichts entzogen werden mußte, ist wegen größtenteils beleidigender Äußerungen gegen die Hiesige Jugend in einem von ihm herausgegebenen Flugblatt sich auf weiteres in Schutzhaft genommen worden, nachdem der Versuch, die Verlesung des Kaplans und damit eine Verurteilung der über das Verhalten des Kaplans aus höchster erregten Bevölkerung zu erreichen, leider mißlungen ist.

Der Rattenfänger in Hameln vor 650 Jahren.

wp Hameln, 24. Mai.
Kultusminister Rast hat die Schirmherrschaft über die 650-Jahrfeier der Rattenfängerage in Hameln übernommen. Es sind am 26. Juni 650 Jahre her, daß nach der alten Sage, die durch eine Inschrift bestätigt ist, jener vom Rat der Stadt Hameln zum Rattenfänger bestellte Pfeifer 130 Kinder aus Hameln entführte. Bekanntlich kam eins der entführten Kinder im Mannesalter aus Siebenbürgen zurück, die Schuld zu fordern, die der Rat noch dem Rattenfänger zu zahlen hatte. Man weiß nicht, ob die Schuld für das Rattenfängerbeispiel worden ist und dann auch die anderen Kinder heimkehrten.

Am 26. Juni beginnt in Hameln die Hauptfeier, wozu die alten Trachten werden sich Bürger und Bürgerinnen bewegen, und der Rattenfänger wird seine Spiele aufführen. Schon seit dem 20. Mai ist Hameln in dieser Weise in Erinnerungen festlich bewacht. Am 24. Juni feiert der Auszug der Ratten nach der Weier ein, am historischen 26. und 27. Juni wird der Rattenfänger, gladenpiel der Stadt übergeben. Ein historischer Umzug bietet einen Überblick über die 700-jährige Geschichte Hamelns.

Der Rittmeister a. D. im Konzentrationslager.

Hannover, 25. Mai.
Auf Anordnung des Geheimen Staatspolizeiamtes in Berlin ist der Rittmeister a. D. von Kramsta aus Hannover, der bereits in Schutzhaft genommen worden war, in das Konzentrationslager Papenburg eingeliefert worden, um dort eine achtwöchige Haft zu verbüßen. Von Kramsta hatte sich schriftlich an einen hiesigen Rabbiner gewandt und ihm heftige Vorwürfe wegen der Ausschaltung eines Palats gemacht, auf dem gelagert wird, daß es nur einen Adel gäbe, nämlich den der Arbeit. Die Deutsche Adelsgenossenschaft veröffentlichte dazu eine Erklärung, in der sie von Kramsta, der wegen der Gleichhaltung der Deutschen Adelsgenossenschaft aus ihr ausgetreten sei, abtrübt. Sie habe logisch an maßgebender Stelle erklärt, daß das Verhalten des Herrn von Kramsta von ihr bedauert und verurteilt werde.

Eine Mörderin zum Tode verurteilt.

DNB Berlin, 25. Mai.
Das Berliner Schwurgericht verurteilte entsprechend dem Antrag des Staatsanwalts die 44-jährige Frieda Tuchniewicz, die am 15. Dezember die 75-jährige Witwe Frau Ida Krüger in deren Wohnung in der Kopenagener Straße 45 niedergeschlagen und dann an der Türschwelle erhängt hatte, zum Tode und bauernden Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte. Wegen fortgesetzter Unterschlagung und des fortgesetzten Diebstahls, den die Angeklagte an einem gekleideten Rentner, den sie betraute, begangen hatte, wurde sie zu 1½ Jahren Gefängnis verurteilt.

2365 Betrugsfälle des internationalen Schwindlers Eiselt.

DNB Neufahr, 25. Mai.
Dem Schwindler Max Eiselt, der, wie gemeldet, von der Neufahrer Polizei wegen vielfacher Betrugsereien in Deutschland und in anderen Staaten Europas verhaftet wurde, sind bis jetzt 2365 Betrugsfälle nachgewiesen worden, die er auch ausgeübt hat. Nach dem Abschluß der Vernehmung wurde Eiselt am Freitag dem Amtsgerichtsgefängnis zugeführt. 50 Fälle sind noch nicht abgeschlossen. Einen Begriff von dem Ausmaß der Betrugsereien gibt die Tatsache, daß von der Polizei in Neufahr 200 Anzeigen nach Orten weitergeleitet wurden, die Eiselt früher unglücklich gemacht hat. Nach Ansicht der Polizei kommen etwa 3000 Personen in Frage, die politisch zu den Gaunereien verurteilt werden müssen. Es steht auch noch nicht fest, ob Eiselt seinen wirklichen Namen angegeben hat, oder ob er Dr. Popp heißt.

Sandsturm in Persien.

DNB Teheran, 25. Mai.
Persien wurde am Donnerstag von einem derart heftigen Sandsturm heimgeführt, wie er seit Jahrzehnten nicht vorgekommen ist. Große Bäume und Telegraphenmasten wurden umgerissen. Der Fernsprechverkehr ist unterbrochen.

Der Wolf von Olstenna

Ein Roman aus dem nördlichen Schweden von Ludwig Osten

URHEBER-RECHTSSCHUTZ. DREI QUELLEN-VERLAG, KUNIGSBRUCK I.S.A. / NACHDRUCK VERBOTEN

39) Beim Abschied fragt Marfollen Hanna leise: „Grüß dich der Groot, wenn ich heute noch den Wunsch habe, Sie heimzuführen nach Marfollen... wird mir dann immer noch ein Klein gesprochen sein?“
„Immer noch, Baron! Ich liebe Sie nicht!“
Marfollens Gesicht verzerrt sich, aber er nimmt sich zusammen denn die beiden Männer sind neben den Schlitten getreten. Er setzt seine unbefangene Miene auf und nimmt Abschied von ihnen.
Als sie wieder in dem beglückten großen Raume sitzen und Bentham mit Targade die Geweihe an den Wänden betrachtet und auf die Erzählungen des alten Jagdmästlers hört, da fragt Olstenna Hanna leise: „Hanna, der Baron hat Ihnen heute eine Frage vorgelegt?“
„Sie wissen...?“
„Nein, Hanna, ich ahne sie nur! Und ich ahne auch, daß Sie ihm ein Nein gesagt haben.“
„So ist es!“
Olstenna faßt nach Hannas Hand, sie wird rot bei der Berührung, eine seltsame, unbekannte Verlegenheit erfährt sie, sie wagt ihn nicht anzublicken.
„Hanna... denken Sie noch an die schönen Tage in Rom?“
„Ich habe sie nicht vergessen!“
„Sie haben in diesen Tagen aus einem unglücklichen einen frohen Menschen gemacht! Und mit Ihnen ist auch der Frohsinn wieder hier eingeleitet. Hanna... mir bangt vor dem Tage, da uns dieser Frohsinn wieder verlassen könnte.“
Hannas Herz schlägt schneller. Die Liebe in ihr drängt stärker in die Augen.
„Hanna... ich liebe Sie, ich habe Sie lieb gehabt von der ersten Stunde an! Hanna... ich bitte Sie... Ganz einfach innig hat er es gesprochen und wartet auf Antwort.“
Da schlägt sie die Augen zu ihm auf, und er schaut in die glänzenden Sterne, sieht die rosigen Wangen.

„Ach, Arre... ich... ich... bin so arm, ich habe nichts... als mich selber.“
„O Hanna, ich das nicht alles! Wissest du?“
„Ich will, Arre!“ spricht das Mädchen leise.
Targade hat seine Unterhaltung mit einem Male unterbrochen, er wendet sich um und sieht Bentham an, der er sich auch zuwendet.
Es ist ein bitterer Augenblick für den jungen Mann, denn er sieht mit einem Blick, daß er Hanna verloren hat. Es tut weh. Der alte Targade weiß es. Ihm sitzen die Tränen in den Augen.
„Herr...!“ sagt er leise und bittend, als müßte er für seinen Herrn um Verzeihung bitten.
Bentham sieht das Uebermaß der Freude, das in des alten Getreuen Unruhe zuht, er ist auf tiefe Bewegung. Und er läßt zugleich allen Schmerz. Er klopft Targade mit halbem Lächeln auf die Schulter und ruft dem jungen Paar, das sich mit leuchtenden Augen anstiehet, hell zu.
„Weidmannsheil... horrido!“
Das junge Paar kommt auf sie zu.
„Weidmannsheil, Herr!“ spricht Olstenna mit erheiteter Stimme. „Targade... ich habe das Glück festgehalten! Freut sich die, Targade?“
Ein herzliches Gratulieren setzt ein.
Henny kühlt bewußt Hannas Rechte. „Recht viel Glück im Leben, liebe Freundin!“
„Wir bleiben gute Freunde, Henny!“
„Darum möchte ich bitten, Hanna! Die Freundschaft soll mir alles bedeuten.“
Olstenna ist's zumute, als leuchte aus jedem Winkel des Zimmers das große Glück, das er sich einst erhofft habe.
Der alte Targade aber hält's nicht mehr im Zimmer aus, und während ihm die Tränen der Freude die Wangen herunterlaufen geht er nach der Gekübelte.
Das Gefilde steht erlöst auf Targade, als er eintritt. Frau Karin wechselt einen Blick mit ihrem Gatten.

„Targade, hast du eine Zwiebel gegessen?“ ruft Ruoni gutgelaunt. „Wahr und wahrhaftig... er hat Tränen in den Augen!“
„Brüder!“ spricht Targade in tiefer Bewegung. „Das Glück ist auf Olstenna eingeleitet! Unser gnädiger Herr hat sich verlobt!“
Riesenhafte Erstaunen, große Freude, dann ein donnerndes Gelächter, denn die dicke Genta trug herzig, ohne zu überlegen: „Mit wem denn?“
Da lachen sie alle, daß ihnen die Tränen kommen.
„Wer kann es denn anders sein als die blonde Hanna! Und das ist die Richtige!“ Seber flüstert das.
Targade hält es nicht lange aus, er muß zurück zu seinem Herrn. Nach ihm kommt das ganze Gefilde, um dem Herrn und der künftigen Herrin von Olstenna zu gratulieren.
Ruoni kann vor Bewegung kaum sprechen. Als Frau Karin gratuliert, schließt Hanna die Frau in ihre Arme und küßt sie.
Targade fährt nach Karskula. Er hat sich keinen Begleiter mitnehmen wollen, aber Bentham besteht darauf, und so fahren zwei der Diener, gut bewaffnet, mit. Mit dem Wolf ist nicht zu spassen!
Hjalmar Dedens tritt ein lohnendes Geschäft, als Targade über die Schwelle tritt, und er will seinen Augen nicht trauen, denn zum ersten Male macht Targade ein vernünftiges Gesicht.
„Willkommen, Targade!“
„Dank, Hjalmar! Muß wieder einmal tüchtig bei dir eintauchen!“
„Je mehr, je besser! Wer macht nicht gern ein gutes Geschäft!“
„Kann dir's nicht verdenken, wirst nicht so große Geschäfte in Karskula machen.“
„Ich bin zufrieden, Targade! Für mich und Kjubesam langt es.“
„Aber eine Frau kostet dich zu viel, was?“
Dedens lacht lustig. „Willst du mich verheiraten, Targade?“
„Verheiraten? Da müßt ich mir erst selber mal eine Frau suchen, ehe ich dir raten kann.“
„Bleiben wir also lieb, Targade! Dein Herr scheint's auch zu bleiben.“
Doch zu Dedens größtem Erstaunen schüttelte Targade mit dem Kopfe. „Errtum, Dedens! Unter Herr heiratet! Verlobung gibt's auf Olstenna! Und die allerbeste hat er sich heimgeholt.“
„Olstenna heiratet? Die blonde Frau?“
„Ja, die blonde Frau! Hast sie schon gesehen, Dedens! Sage, ist sie nicht die Frau, die man lieben muß?“
Er spricht das mit so viel Innigkeit aus, daß Dedens immer mehr faunt.

Targade läßt ihn nicht zu Worte kommen, er fährt fort: „Das wird eine Herrin für Olstenna! Alle freuen sich und ich am meisten! Weißt du, Dedens... ich habe damals den ersten Tanz mit ihr getan!“
„Du hast getanzt, Targade! Kannst du denn das?“
„Ich war auch mal jung, und so ein bißchen ist schon noch übrig geblieben.“
„Sie ist wohl auch sehr vernehmend, Targade?“
„Nein, Dedens, wo denkst du hin? Sie ist ganz arm. Bedenke Familie, ja, aber ganz arm! Aber braucht unter Herr auch Geld zu leben? Gottlos, er braucht nicht! Aber jetzt habe ich genug geschmeckt... pad' zusammen, Dedens!“
„Du hast mir ja noch nichts angelegt, Targade!“
Der Kiele lacht brühend auf. „Das habe ich wahrlich vergessen! Also höre...“
Er las die Sachen vom Zettel ab. Diesmal hat er sich alles aufschreiben lassen, es war zuviel für ihn zu merken.
„Als sie bei dem Artikel „Selt“ angelangt waren, sagte Targade wichtig: „Aber diesmal richtigen, echten Selt... nicht den aus Khabarber!“
Die Nachricht von der Verlobung Olstennas mit seinem blonden Gatte geht mit Windeseile durch die Stadt. Hauptmann Stiffsten bringt sie ins Hotel mit, und Marfollen, der anwesend ist, hört aus seinem Munde von dem Ereignis.
Er zuckt wohl zusammen, aber hat sich sofort in der Gewalt, und seine Miene in seinem Gesicht verrät, wie ihn die Nachricht trifft, daß er alle Hoffnungen auf die Erfüllung seines Sehns nach Grabe tragen muß. Seine Augen sehen so ausdruckslos vor sich hin wie meist.
„Was sagen Sie dazu, Baron?“ fragt ihn Stiffsten. Eine Partie macht das Fräulein de Groot. Ganz arm soll sie sein, habe ich gehört, und gewinnt Olstenna.“
„Was kann man dazu sagen? Waren ja alle toll nach ihr! Hat sich den Reichtümern herausgelacht.“
„Aber, Baron, das Wort ist zu häßlich.“
„Sie kennen doch die Frauen, Stiffsten! Die sind berechnender wie wir.“
„Ich traue's Fräulein de Groot nicht zu.“
„Wirklich haben Sie recht!“
„Mir schien's einmal, als hätten Sie selber beide Augen aus das Fräulein geworfen, Baron!“
Marfollen steht ihn verärgert an. Dann sagt er widerwillig: „Ich leugne nicht! Ist das nicht zu verstehen? Hier lebt man so abseits. Wann sieht man mal schöne Frauen?“
„Ich verstehe Sie schon, Baron! Jedenfalls hoffe ich auf eine vernünftige Hochzeit. Wir werden ja beide unter den Gästen sein.“
(Fortsetzung folgt.)

Beginn der Kämpfe um die Fußball-Weltmeisterschaft.

Deutschlands Vorrundenspiel gegen Belgien.

Rom, 25. Mai.

Vor vier Jahren wurde in Montevideo die erste Fußball-Weltmeisterschaft ausgetragen. Allerdings fehlten hier die größten europäischen Nationen, sodaß von einer wirklichen Weltmeisterschaft nie die Rede sein konnte. Wie schon bei den Olympischen Spielen 1928 in Amsterdam, machten auch in Montevideo Uruguay und Argentinien das Ende unter sich aus. Uruguay wurde End Sieger und „Weltmeister“.

Zu der diesjährigen Weltmeisterschaft wurde in zahlreichen Ausscheidungskämpfen die Spreu vom Weizen getrennt. 16 Gruppensieger sind ermittelt. Außer Uruguay, England und Norwegen, die für die Weltmeisterschaft gar nicht gemeldet hatten, sind also in Italien alle Länder vertreten, die mehr oder weniger große Aussichten haben, aus dem schweren Konkurrenzkampf als End Sieger und Weltmeister hervorzugehen. Ausgeschieden aus der großen Anzahl der Bewerber sind: Haiti, Kuba, Mexiko oder USA, Peru, Palästina, die Türkei, Chile, Estland, Litauen, Portugal, Griechenland, Bulgarien, Polen, Jugoslawien, Irland und Luxemburg.

Die Auslosung der 16 Mannschaften zur Vorrunde am 27. Mai ergab folgende Paarungen:

Rom: Italien — USA oder Mexiko (Schiedsrichter: Mercet-Schweiz)

Florenz: Deutschland — Belgien (Matteoli-Italien)

Neapel: Ungarn — Ägypten (Barlassina-Italien)

Turin: Dösterreich — Frankreich (van Moorsel-Holland)

Triest: Tschechoslowakei — Rumänien (Rangenus-Belg.)

Bologna: Argentinien — Schweden (Braun-Dösterreich)

Genoa: Brasilien — Spanien (Birkel-Deutschland)

Mailand: Holland — Schweden (Eklund-Schweden)

Mit ziemlicher Sicherheit

sind Italien, die Tschechoslowakei, Deutschland, Dösterreich und Brasilien in der zweiten Runde zu erwarten. Schwerer wird es schon in den übrigen Begegnungen, wo im großen und ganzen gleichwertige Mannschaften aufeinandertreffen. Ungarn wird alle Mühe haben, Ägypten auszuscheiden. Auch Argentinien hat gegen Schweden noch lange nicht gewonnen, wie ebenfalls die Schweiz gegen Holland sich nicht leichtem Kaufes ergeben wird. Deutschland hat einen nicht sehr starken Gegner erwirbt; denn die Belgier dürften kaum in der Lage sein, den Niederländern den Sieg streitig zu machen. Die Sieger der acht Vorrundenspiele tragen dann bereits am 31. Mai die Zwischenrunde aus.

Deutschlands zweiter Gegner

Im Falle eines Sieges über Belgien wäre Argentinien oder Schweden. Beide Aufgaben wären nicht unlösbar für unsere Nationalmannschaft. Mit Schweden haben wir schon oft im Kampf gestanden und gut abgeschnitten. Und doch wäre Schweden wahrscheinlich ein gefährlicheres Hindernis als Argentinien, das nur durch seine spielerisch überaus gewandten, aber nicht die Klasse ihrer einheimischen Berufsspieler erreichenden Amateure vertreten ist.

Im übrigen sieht die

Zwischenrunde am 31. Mai

wie folgt aus: Mailand: Sieger Deutschland/Belgien — S. Argentinien/Schweden. Turin: Sieger Holland/Schweiz — S. Tschechien/Rumänien. Bologna: Sieger Dösterreich/Frankreich — S. Ungarn/Ägypten. Neapel: Sieger Brasilien/Spainien — S. Italien/USA o. Mexiko.

Vorhaufrunde am 3. Juni

Rom: Sieger a gegen Sieger b. Mailand: Sieger c gegen Sieger d.

Schlusssrunde am 10. Juni in Rom

Gelingt es den Deutschen tatsächlich den Sieger der Begegnung Argentinien/Schweden zu schlagen, dann haben sie auch eine Chance, die Vorhaufrunde zu überstehen, ganz gleich ob Holland, die Schweiz, die Tschechoslowakei oder Rumänien den Gegner abgeben würde. In der unteren Tabellenhälfte haben Dösterreich, Ungarn, Brasilien und Italien die gleichen Aussichten, ins Endspiel zu gelangen.

Deutschland gegen Belgien in Florenz.

Deutschland ist für Italien gerüstet. Nach überaus sorgfältiger Vorbereitung und Trainingspielen gegen die englische Profimannschaft von Derby County hat der Deutsche Fußball-Bund die Auswahl der für Italien bestimmten Spieler getroffen. Folgende

18 Spieler haben die Reise über die Alpen angetreten:

Kreh, Jakob (Tor), Haringer, Schwarz, Busch (Verteidiger), Jans, Bender, Gramlich, Szepan, Cielinski (Käufer), Albrecht, Kobierski, Hohmann, Heide mann, Lehner, Roach, Conen und Siffing (Stürmer).

Die endgültige Aufstellung der deutschen Mannschaft wird erst kurze Zeit vor dem Kampf bekanntgegeben, doch liegt die Vermutung nahe, daß der Bund gleich die stärkste Besetzung aufstellen wird, um sich durch einen Sieg über Belgien für die zweite Hauptrunde zu qualifizieren. Deutschland muß sich nämlich darauf gefaßt machen, daß Belgien auf der Weltmeisterschaft, angeführt des großen Einflusses, sicher ein schwierigerer Gegner sein wird als zuletzt in Duisburg. Die Belgier brachten es auf dem Amsterdamer Turnier fertig, den einen Favoriten, Argentinien derartig zu überstrahlen, daß die Südammerikaner 0:3 im Rückstand lagen, ehe sie wußten, was ihnen überhaupt geschah. Argentinien erholte sich zwar noch rechtzeitig von dem Schreck und behielt zum guten Schluß doch mit 6:3 die Oberhand. Dieses Beispiel dürfte

den Deutschen eine Warnung

genug sein, den Gegner auch nicht einen Augenblick die Fäule in die Hand zu geben. Denn ist Belgien einmal auf Vorprung davongezogen und merkt es die Schwachen in der deutschen Mannschaft, dann brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn das Spiel mit einem Ueberfallungsangriff der Belgier endet. Die guten Ergebnisse und zeitweise glänzenden Leistungen der Deutschen in den „Rehrspielen“

gegen Derby County dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß auch das deutsche Spiel nicht fehlerfrei ist. Ob das neue, von Kreh so stark propagandisierte „dritte Verteidiger-System“ in allen Fällen angebracht ist, erscheint zudem auch noch fraglich. Gegen einen spielerisch unterlegenen Gegner ist zu oft schon der Fall eingetreten, daß der Favorit auf der Strecke blieb, weil er im Gefühl seiner Ueberlegenheit zu spät die Gefahr erkannte, die ihm von dem Aufsteiger drohte. Nicht zu übersehen ist auch, daß der Sturm, der damals die Belgier zweimal so entscheidend schlug, weit durchschlagstärker war als der, der jetzt zur Verfügung steht. Trotzdem

Deutschland muß die Belgier besiegen.

Die 18 deutschen Spieler.

Das Durchschnittsalter der deutschen Mannschaft für die Fußball-Weltmeisterschaft in Italien beträgt 23 Jahre. Im allgemeinen dürfte sie wohl eine der jüngsten des ganzen Wettbewerbs sein. Die Personalien der 18 Italiener lauten wie folgt:

Hans Jakob (Jahn Regensburg) wurde am 16. Juni 1908 geboren, er spielte bisher 8mal national, 13mal national spielte unser zweiter Torwart Willi Kreh (Dresdener SC), der am 13. November 1906 geboren wurde. Von den drei Verteidigern spielte Sigismund Haringer (Bayern München) mit 9 Spielen am meisten national, geboren

Die Ereignisse des Sonntags.

Unter den überaus zahlreichen Sport-Ereignissen am Sonntag dürfte doch die

Vorrunde zur Fußball-Weltmeisterschaft

in Italien das Hauptinteresse finden. Die deutsche Nationalmannschaft hat gegen Belgien in Florenz gute Aussichten, wie auch mit einem Sieg der Tschechoslowakei über Rumänien in Triest zu rechnen ist. Ungarn findet in Ägypten ebenfalls keinen sonderlich schweren Gegner. Die weiteren Treffen, deren Ausgang nicht so eindeutig feststeht, sind: Brasilien-Spanien in Genoa, Italien-Mexiko oder USA in Rom; Argentinien-Schweden in Bologna; Holland-Schweiz in Mailand und Dösterreich-Frankreich in Turin. In Rom wegen wird die rheinische Repräsentativmannschaft Mühe haben, um gegen Ostholand bestehen zu können.

Die Handball-Vorhaufrunde zur Deutschen Meisterschaft

steht zwei süddeutsche Vereine vor schweren Aufgaben. Die wackeren Darmstädter Polikisten müssen in Leipzig gegen die Sportfreunde spielen und mühten eigentlich Glück haben, um gewinnen zu können. Leichter hat es die Fürther Spielvereinigung, die zuhause gegen den starken Askanischen TB spielt. Bei den Frauen werden folgende Treffen ausgetragen: Fortuna Leipzig-BfM. Mannheim; TB. Eimsbüttel-Hessen/Breusen Kassel.

Die französischen Tennis-Meisterschaften

in Paris findet große Beachtung, da Deutschland u. a. durch Gottfried von Cramm und Fel. Horn vertreten ist. In Wimbledon wird der Davis-Pokalampf USA-Kanada ausgetragen. In Deutschland wieder: man die Vorr- und Zwischenrunden um den „Meden-Pokal“ ab. Die Einteilung erfolgte in vier Zonen mit folgenden Paarungen: in Breslau: Ostpreußen-Mitte, Pommern-Schlesien; in Berlin: Sachsen-Niedersachsen, Brandenburg I-Nordmark; in Kassel: Hessen gegen Nieder- und Mittelrhein; Westfalen gegen Brandenburg II; in Frankfurt/M.: Baden-Württemberg, Rheinpfalz-Bayern.

Die Aufstiegs Spiele im Fußball.

Am Sonntag steigt das mit Spannung erwartete Zusammentreffen der beiden Tabellenspitzen. Es ist eine Art Vorrundenspiel, denn der Sieger hat die besten Aussichten, zur Gauliga aufzusteigen.

Westfalia Herne — VfB. Bielefeld.

Das Hinspiel verlief mit 2:2 unentschieden. Damals zeigten die Bielefelder die technisch bessere Leistung, jedoch konnten die Herne durch taktisch großartige Abwehr einen Sieg des Gastgebers verhindern, der in verdröhlender Nähe lag. Die Mannschaften kennen sich jetzt, und es ist wahrscheinlich, daß diesmal mit einer anderen Taktik vorgegangen wird. Bielefelds Angriff ist technisch etwas besser und vielleicht auch durchschlagstärker, mit dem Torhüter der einzelnen Reute hapert es aber verdröhlend. Herne hat seine Hauptstützen in der Hintermannschaft, die bis jetzt noch nicht verlagert hat. Vor dem guten Torwart steht eine schlagstärkere und stabilere Verteidigung, die nur von einem technisch guten und durchschlagstärkeren Sturm schlagstärker gemacht werden kann. Wer am Sonntag die besten Stürmerleistungen zeigt, dürfte ungeschlagen weiter die Tabelle anführen.

SS. Schwelm — Union Recklinghausen.

Vinden und Bielefeld können ein Liechen davon singen, welcher Wind in Schwelm weht. Vinden büßte dort beide Punkte ein und der VfB. Bielefeld konnte von Glück sagen, mit 3:2 die Oberhand behalten zu können. Der Schwelmer Angriff ist hauptsächlich auf den Flügel schnell, und dadurch ist der Sturm gefährlich. Die Recklinghäuser Hintermannschaft wird ihre liebe Not haben. Unions Sturm trifft auf ein Schlusdreieck, das wirklich Klasse ist. Aus ihm ragt der Torwart hervor, der schon manchen sicheren Tor durch glänzende Paraden im letzten Augenblick verhindert. Die Schwelmer haben zuhause noch nie verlagert und werden es auch diesmal nicht tun.

Zum 24. Male Ostholand — Westdeutschland.

Nymwegen, 26. Mai.

Von den bisher ausgetragenen 23 Kämpfen zwischen den Repräsentativmannschaften von Westdeutschland und Ostholand konnte der Westen 13 gewinnen, während Ostholand siebenmal den Sieger stellte. Die drei reiklichen Spiele endeten unentschieden. Der Unterschied in der Spielfähigkeit trat besonders in den drei letzten Begegnungen klar hervor. Westdeutschland siegte 1931 in Düsseldorf 5:0, 1932 mit einem 4:1 Siege aus Appeldoorn

wurde er am 9. Dezember 1900. Sein voraussetzlicher Partner, Wilhelm Busch (Duisburg 99), der am 4. Januar 1908 geboren wurde, spielte dagegen erst dreimal national. Der jüngste Verteidiger ist Hans Schwarz (Viktoria Hamburg). Der am 1. März 1913 geborene Hamburger ist bisher national noch nicht hervorgetreten. Der jüngste der vorgezeichneten 5 Käufer ist Paul Jans (Fortuna Düsseldorf). Der fünfjährige Nationale erklärte am 11. November 1912 das Licht der Welt. Am 20. November 1911 wurde Paul Cielinski (Union Hamborn) geboren. Das Geburtsdatum des meist wegen seiner Glage als alles Semester angehenden Jakob Bender ist der 23. März 1910. Der Düsseldorf Fortuna-Spieler hat bereits dreimal in Länderspielen mitgewirkt. Siebenmal national spielte Rudolf Gramlich (Eintracht Frankfurt), der am 6. Juni 1908 geboren wurde. Der älteste Käufer ist Fritz Szepan (Schalke 04). Als Stürmer vertrat er bereits viermal die deutschen Farben. Seinen Geburtstag feiert er am 2. September 1907. Der jüngste der Mannschaft überhaupt und damit auch der jüngste Stürmer ist der voraussetzliche Mittelfürer der deutschen Elf, Edmund Conen (FSV Saarbrücken). Geboren wurde er am 10. November 1914 und trug bisher einmal den schwarzen Adler auf weißem Hemd. Nicht weniger alt als der Stürmer Rudolf Roach (Hamburger SV), Ernst Lehner (Schwaben Augsburg) und Otto Siffing (SV Waldhof). Während der Hamburger am 30. März 1913 geboren wurde, feiert der Mann aus Waldhof und der Augsburgs am 3. August 1912 bzw. am 7. November 1912 ihren Geburtstag. Lehner spielte bereits dreimal national, Roach einmal und Siffing bisher überhaupt noch nicht. Mit 17 Jahren ist Ernst Albrecht (Fortuna Düsseldorf), der am 12. November 1907 geboren wurde, der deutsche Rekordnationale. Ein Vereinskamerad Stanislaus Kobierski kommt ihm von den Stürmern mit 12 nationalen Spielen am nächsten. Sein Geburtstag ist der 15. November 1910. Achtmal national spielte der populäre Benrather Mittelfürer Karl Hohmann, der am 18. Juli 1908 geboren wurde. Mathias Heide mann (Bonner FC) wirkte bisher nur einmal in der deutschen Länderspiel mit. Der 7. März 1912 ist der Tag seiner Geburt.

Ein sportliches Ereignis allerersten Ranges scheint das Hanns Braun-Gedächtnisfest in Berlin zu werden. Brandenburgs bekannte Leichtathleten und Fußballer werden reiflos vertreten sein. Im ganzen Reich werden Staffelläufe und Schlageter-Gedenkfeiern durchgeführt.

Das

Internationale Abus-Kennen

in Berlin hat außerordentliche Bedeutung, denn es soll den Beweis erbringen, daß die deutschen Rekonstruktionen von Porsche und Mercedes gegen die ausländische Elite bestehen können. Der „Stall“ Ferrari ist mit seinen hervorragendsten Leuten, nämlich Barzi, Chiron und Moll vertreten, zu denen sich aus Italien noch Nuvolari, aus England Earl Howe und aus Amerika Peter de Paolo gesellen, mit denen sich in erster Linie Hans Stuck, Caracciola und Ernst Henne auseinandersetzen müssen. Der Wettbewerb gilt zugleich als erster Lauf der erstmalig ausgetriebenen deutschen Automobil-Meisterschaft.

Die größte Beachtung im Radport findet das

Straßenrennen „Rund um Dortmund“

über 220 km. An dem Profirennen beteiligten sich alle bekannten Fahrer, außerdem startet die deutsche Nationalmannschaft im Amateurrennen. In Italien wird die große Rad-Rundfahrt mit der Etappe Teramo-Kimini fortgesetzt. Bahnrennen werden in Basel, Bochum, Paris, Antwerpen (mit Richter und Djmella) und in Mons-Crotteux (mit Richter, Steffes und Hürtgen) veranstaltet.

Die deutsche Wasserball-Sieben setzt ihre Olympia-Vorbereitungsarbeit mit zwei Trainingspielen in der Reichshauptstadt fort. Im Schwimmrennen werden zahlreiche Klubkämpfe im ganzen Reich abgewickelt, die über das lokale Interesse nicht hinausgehen.

Im Pferdesport werden zahlreiche bedeutende Prüfungen veranstaltet. In Koblenz wird das traditionelle Reit- und Fahrturnier durchgeführt. Die Startglocke ertönt auf den Bahnen in Hoppegarten, Halle, Königsberg, Hork-Emmer und Long-Island.

zurück und gab den Holländern im Mai vor. Jahres in Dordrecht wieder mit 5:0 das Nachsehen. Mit dem gleichen Ergebnis mußte sich Westdeutschland auch einmal geschlagen beugen, und zwar 1912 in Gladbach.

Zum 24. Spiel am Sonntag in Nymwegen werden sich die Mannschaften wie folgt gegenüberstehen:

Ostholand:		Westdeutschland:	
Regers	De Pont	Koblenz	
Schippers	Schorrel	Schorrel	
Agels	Entjes	Dommering	Reuzenbelt
Elbern II	Zwolnowski	Hochgelang	Wesl Elbern I
(SV. Beuel)	(alle drei Fort. Düsseldorf)	(SV. Beuel)	
Breuer	Münzberg	Stephan	
(Fort. Düsseldorf)	(M. Aachen)	(Schw.-W. Essen)	
Grafmann	Hundt		
(Hamborn 07)	(Schw.-W. Essen)		
Budloh			
(VfB. Speldorf)			

Einige der besten westdeutschen Spieler waren wegen der Weltmeisterschaft nicht zu berücksichtigen, trotzdem ließ sich aber eine starke (wenn auch nur rheinische) Mannschaft zusammenstellen, die sich sicherlich gut schlagen wird. Sie ist schlagkräftiger als die Kombination, die vor acht Tagen in Saarbrücken gegen Süddeutschland mit 0:3 unterlag. Die Hintermannschaft gibt zu Befürchtungen keinen Anlaß. Budloh und Hundt haben für die grün-weißen Farben mehrmals mit gutem Erfolg gestritten. Da auch der frühere Meidericher Grafmann über genügend Spielerfahrung verfügt, wird es der keineswegs zu unterschätzende holländische Angriff schwer haben, zu Erfolgen zu kommen. Münzberg hat sich in den Spielen gegen die Engländer als überaus wertvolle Kraft erwiesen und gibt im Verein mit Breuer und Stephan eine durchaus zuverlässige Abwehr ab. Der Sturm hat den Vorteil der Geschlossenheit. Mit den Gebr. Elbern auf den Flügel und dem Fortuna-Innensturm dürfte sich die Fünferreihe genügend helped bei den Holländern verschaffen können, sodaß ein Sieg der rheinischen Elf durchaus möglich ist.

Neuer Flug-Weltrekord.

Der französische Flieger Delmotte stellte am Donnerstag eine neue Weltfliegeleistung im Geschwindigkeitsflug über 100 km auf. Delmotte erreichte einen Stunden-durchschnitt von 431,664 km und verbesserte damit den bisher von dem Amerikaner Rebell gehaltenen Weltrekord von 428,138 km, der seit Februar 1928 bestand.

Pinnemann fordert Olympisches Fußballturnier.

Rifa-Kongress in Rom.

Rom, 25. Mai.

Die Erledigung des rein geschäftlichen Teils ging reibungslos vonstatten. Ein Antrag des Griechischen Komitees, ihm größeren internationalen Wettspielverkehr zu verschaffen, fand Zustimmung. Es wurden den Jern Wettspielreisen nach Skandinavien und der Schweiz genehmigt. Weiterhin erklärten sich Frankreich und Deutschland zu Länderspielen bereit. Die Aufnahme des Fußball-Verbandes von Haiti wurde bestätigt.

Rehst ging es bei der Beratung der Anträge auf Veränderung der Satzungen und den Regeln des Vollzugsausschusses zu. Man schritt daraufhin zur Wahl. Als stellvertretender Vorsitzender wurde der Belgier A. W. Seeldrayers, als Mitglieder der belgischen Dr. A. Koffij, der Schwede Anton Johanson, der Finne Dr. Bouwes und der Spanier L. G. Duran ausgewählt. Ausgeschieden war Dr. C. Buerro-Urquiza. Als Vertreter der FIFA in dem Internationalen Komitee wurden Dr. Peco Bauwens-Köln und H. Delamare-Frankreich für weitere zwei Jahre tätig sein. Unter „Verschiedenes“ kam als wichtigster Punkt die Frage eines Olympischen Fußballturniers 1936 in Berlin zur Sprache. Das Präsidium teilte mit, daß zwischen der FIFA und dem IOC freundschaftliche Beziehungen gepflogen und diese im Sinne der FIFA weitergeführt werden sollen. Gegen diese Entscheidung wandte sich der deutsche Bundesführer Felix Pinnemann mit energischen Worten. Er bedauerte in seiner eindringlichen Rede, daß man auf diesem Kongress nicht zu einem endgültigen Beschluß gekommen sei und führte aus, daß nach einer Reihe von Jahren vergehen würde, ehe ein solches Amateurturnier fertiggestellt sei. Schalte man nur aus prinzipiellen Erwägungen den Fußball weiter von den Olympischen Spielen aus, so werde das schönste und größte aller Mannschaftsspiele zu einem Sport zweiter Klasse degradiert.

Die Einladung Pinnemanns, den Kongress 1936 aus Anlaß der Olympischen Spiele in Berlin zu veranstalten, wurde freudig angenommen.

Staffeln bringen das olympische Feuer nach Berlin.

Wie schon an allen bisherigen olympischen Stätten, so wird auch im Jahre 1936 in Berlin auf dem höchsten Turm des Grunewald-Stadions das olympische Feuer entzündet, das als weithin leuchtendes Symbol während der Dauer der „Spiele“ in Brand gehalten wird.

Nun ist gelegentlich des Athener Kongresses ein vorläufiger Plan aufkommen und in engstem Kreise erörtert worden. Eine Riesenstaffel soll von Athen, der Stätte der Olympischen Spiele des Altertums, das olympische Feuer nach Berlin tragen. Eine endlose Kette von Fackelträgern soll diese gewaltige Aufgabe bewerkstelligen, und zwar in der Form, daß von Griechenland angefangen, jedes Land, durch das der Weg von Athen nach Berlin führt, eine entsprechende Anzahl von Läufern einsetzt, durch die das olympische Feuer von Grenze zu Grenze getragen wird.

Wer steigt im Handball auf?

Vor der Entscheidung.

Am Sonntag wird die Entscheidung darüber fallen, ob Hagen 72 in die westfälische Handball-Gauliga aufsteigt. Die Hagener müssen nach Gelsenkirchen, um dort gegen Schalke 06 das noch ausstehende Aufstiegs Spiel auszutragen. Wenn die Hagener diesen Kampf gewinnen oder zum mindesten unentschieden gestalten, haben sie es geschafft. Verlieren sie, dann müssen sie mit Reichsbahn Hagen ein Entscheidungsspiel austragen. Es wird aber nicht dazu kommen, denn die Hagener sind in allen Belangen besser als die Schalke, Hagen ist Favorit.

Ein Freundschaftsspiel von überaus großer Bedeutung kommt in der süddeutschen Handballhochburg Hagen zur Durchführung. Die schwedische Nationalmannschaft gegen eine Hager Stadtmanufaktur, die sich aus Spielern vom DSC, Hagen, VfL Hagen, Hagen-Elpe usw. zusammenstellt. Die Hagener Vertretung ist sehr stark und dürfte mit den Schweden fertig werden, zumal die Gäste im Handball noch nicht soweit sind wie die Deutschen.

Um Frankreichs Meistertitel im Tennis.

Paris, 25. Mai.

Im Stade Roland Garros interessierte sich die kleine deutsche Kolonie in erster Linie für das Spiel unseres Nachwuchsspielers Denter gegen Englands Ranglistenzweiten, Bunny Ault in. Der junge Deutsche hieß sich sehr tapfer, aber schließlich siegte doch der Brit mit 6:3, 6:3, 6:3. Denter hatte zwar keine Chance gegen den englischen Davis-Pokalspieler, erntete aber durch sein fortgesetztes Angriffsspiel des öfteren Beifall auf offener Szene. Gottfried von Cramm mußte diesmal gegen Palmieri weit mehr aus sich herausheben als am Sonntag in Berlin und brauchte fünf Sätze, ehe der überaus revanchewütige Italiener geschlagen war. von Cramm siegte 5:7, 6:3, 6:3, 5:7, 6:2.

Sport in Kürze...

Das Länderspiel Deutschland — Belgien in der ersten Runde der Fußball-Weltmeisterschaft, das am Sonntag in Florenz ausgetragen wird, überträgt der Reichssender Köln von 18.20 bis 19.00 Uhr auf Schallplatten.

Der Berliner Stöck gewann in Prag das Speerwerfen sicher mit 65,80 m, mußte sich dafür aber im Kugelstoßen mit 14,31 m mit dem zweiten Platz begnügen. Den Sieg holte sich hier der tschechische Weltrekordmann Douda mit 15,31 m.

Dem Totalitätsgrundsatz aller deutschen Sportverbände entsprechend hat jetzt der Führer des Deutschen Ruder-Verbandes, Pauli, die Eingliederung aller Schüler- und Jugendrudervereine in den Deutschen Ruderverband angeordnet.

Neben Kurt Stöpel, Geyer und Buse ist nun auch der Berliner Georg Stach für die Tour de France verpflichtet worden. Zu den bisher gemeldeten französischen Fahrern gesellen sich noch Charles Pelissier und Rene Vietto.

Die englischen Schwergewichtler Jack Pettifer und Jack London trugen einen Kampf in Brighton aus. Das Treffen endete über zehn Runden unentschieden.

Die englischen Berufsspieler von Westham United trugen auf ihrer Kontinentreise am Donnerstag in München ein Spiel gegen den FC München 1860 aus, das die Engländer vor 7000 Zuschauern nur knapp mit 2:0 (1:0) gewannen.

Im Davis-Pokalampf USA gegen Kanada in Wilmington (Delaware) konnten die Vertreter von USA am ersten Tage eine 2:0 Führung herausholen. Nachdem Stoen den Kanadier Ramville geschlagen hatte, siegte auch Shields über den Kanadier Martin mit 6:2, 6:3, 9:7.

Wochenend

ILLUSTRIERTES SONNTAGSBLATT

Die Kirchenmusik Anton Bruckners

Von Domkapellmeister Professor Ferdinand Habel

Das künstlerische Schaffen Anton Bruckners kann nur dann richtig gewertet und voll erfasst werden, wenn man die positive Einstellung des Meisters zum Katholizismus in Betracht zieht. Sein unerschütterlicher Gottesglaube, seine kindlich-naïve Hingabe an Gott, seine alles überstrahlende Liebe und unbegrenzte Verehrung, die er mit übervollem Herzen seinem Schöpfer in Demut entgegenbrachte, zeigten sich ebenso, wenn er den Kopf seiner Partitur mit den Buchstaben A. M. D. G. — omnia ad maiorem Dei gloriam — zierte, wie auch dann, wenn er im Kreise verwundeter kriegsblinder Großstädter beim Aves-Läuten die Hände faltete und unbeflümmelt um seine Umgebung in tiefe Andacht versunken sein Abendgebet sprach. Niemand hat einmal seine Symphonien Messen ohne Zitat genannt. Mit Recht! Liebt es doch der Meister die einen derselben — z. B. im zweiten und vierten Satz der Zweiten und im zweiten Satz der Richard Wagner gewidmeten Dritten — Zitate aus seinen Werken zu bringen. Und in Beziehung auf seine Symphonie äußerte sich Bruckner gelegentlich gegenüber: „Meine früheren Symphonien habe ich diesem und jenem edlen Kunstfreunde gewidmet, die letzte, Neunte, soll dem lieben Gott gewidmet sein — wenn er's annimmt.“ Mit der Tönung der Verherrlichung des heiligen Messopfers, mit seiner komponierten D-Moll-Messe begann der damals vierzigjährige seinen Höhenflug; mit der Gottesanerkennung seiner letzten Symphonie beschloß er sein künstlerisches Leben. Anton Bruckners ganzes Sein und Wirken war immer während der Gottesdienste.

Schon früh beschäftigte er sich mit der Komposition des Meßtextes. Nach einigen weniger wichtigen Jugendwerken zeigt seine Missa solennis in D-Moll, die er 1854 als Stützorganist in St. Florian bei Linz für Soli, Chor, Orchester und Orgel in merkwürdiger Anlehnung an klassische Vorbilder komponierte, bereits großes technisches Können, enthält jedoch, das Kyrie ausgenommen, noch keine charakteristischen Brucknerschen Züge. Bei dem einige Jahre später (1849) ebenfalls in St. Florian entstandenen Requiem in D-Moll (für Soli, Chor, Streichinstrumente und drei Posaunen) dürfte ihm Mozarts Requiem vorgelebt sein. Dieses Werk weist schon in den Teilen Brucknersche Eigenart auf, wenn auch noch, z. B. das Benedictus, noch konventionell gehalten ist. Mit rastlosem Fleiß arbeitete Bruckner an seiner Weiterbildung. In reifem Mannesalter, schon in den „dreißigern“ stehend, betrieb er noch jahrelange angestrengte theoretische Studien bei Simon Sechter in Wien und bei dem Linzer Kapellmeister Otto Kitzler. Eine bedeutende Anzahl Kompositionen lag schon fertig vor. In den großen Formen der Sinfonie und Instrumentalmusik (die Psalmen 146, 112, Concertaria in G-Moll, Symphonien in F-Moll und D-Moll) hatte er sich bereits erprobt. Doch ließ ihn das bis nun Geschaffene noch vollständig unbefriedigt. Im überstrengen Selbstkritik betrachtete er diese Frühwerke als Schularbeiten, im besten Falle als Talentproben, die er, einige kleinere Kirchenstücke ausgenommen, noch nicht für würdig hielt, der kritischen Öffentlichkeit übergeben zu werden. Als Bruckner mit der D-Moll-Messe sein erstes Meisterwerk schuf, stand er schon an der Schwelle des fünften Jahrzehnts, in einem Alter, in dem die meisten anderen großen Tonkünstler ihr Lebenswerk fast abgeschlossen hatten oder im Zenith ihres Ruhmes standen. Mozart starb im 35. und Schubert im 32. Lebensjahre; Beethoven hielt mit 40 Jahren bei der sechsten Symphonie; die Opern des 40jährigen Richard Wagner hatten die Bühnen erobert. Unverhältnismäßig langwollig lag Anton Bruckners Werdegang. Plötzlich stand er dann vor der staunenden Welt als ein völlig Ausgereifter, Eigener, ein Riese im Reiche der Töne.

Die für Solostimmen, Chor und großes Orchester gedachte Messe in D-Moll wurde im Jahre ihres Entstehens, am 20. November 1864, im alten Dome in Linz erstmalig aufgeführt. Der Erfolg war sehr groß und der Eindruck so sensationell, daß noch im selben Jahre am 18. Dezember eine Wiederholung der Messe in einem „Concert spirituel“ im überfüllten Redoutensaal vor einer begeisterten Zuhörerschaft stattfinden konnte. Bruckners Ruf als Komponist war mit einem Schlag beglaubigt. Das Auffälligste an diesem Werk ist die außerordentliche Kühnheit in der Modulation und die meisterhafte Orchesterbehandlung, eine Frucht der Kompositionen bei Otto Kitzler in den vorhergehenden Jahren eifrig betriebenen Instrumentationsstudien. In der Originalität der Erfindung ist er so-

Abgott Wagner, dessen Orchestersprache er sich zu eigen gemacht hat, vollständig unabhängig. Kein Takt, der nicht ureigenste Inspiration wäre. In formaler Beziehung fußt sein Tonwerk zwar auf den Klassikern und Schubert; doch gab Bruckner, wie sein Biograph M. Auer zutreffend feststellte, „durch Verwendung der Technik des Leitmotivs im Wagner'schen Sinne, der Messe äußerlich und innerlich zyklische Form.“ Der technische und motivische Zusammenhang der beiden Sätze Kyrie und Agnus ist deutlich erkennbar. Ein Verfahren, das Bruckner auch in seinen späteren beiden Messen, namentlich der in F-Moll, beibehielt. Die souveräne Beherrschung der Form und die durchweg selbständige motivische Orchesterbehandlung weisen bereits auf den kommenden Symphoniker hin. — Die Musik bleibt durchwegs im engsten Anschluß an die liturgische Handlung. Sie wirkt, bei aller Pracht, niemals selbstherrlich; sie ist immer königliche Dienerin des Altars. Überall hütet sich der Meister vor übermäßigen Längen, welche die liturgischen Vorgänge verzögern könnten. Ariosen Soloflug verweigert er prinzipiell. Die Solostimmen werden nur sporadisch, mehr koloristischen Zwecken dienend, verwendet. — Das genial konzipierte „Kyrie“ verflocht mit seinem sehnuchsvoll über einem Orgelpunkt aufsteigenden, zunächst vor den Streichern imitierten, dann von den Chorsängern übernommenen Quintenthema, den Hörer sogleich in die Stimmung des jenseitigen, am Erbarmen stehenden Beters und trägt im weiteren Verlauf dieses Flehen über breit ausladenden Harmonien in weitausgreifender Modulation, von drängenden Triolen des Orchesters umspielt, in herrlichster Steigerung immer höher. Besonders grandios ist die Wucht, mit der Bruckner, ein Michelangelo der Musik, im Credo die Auferstehung des Herrn und das jüngste Gericht in Tönen malt. — Selbst bei einer nur flüchtigen Würdigung der Schönheiten dieser Messe kann das herrliche „Benedictus“ nicht unerwähnt bleiben. Nirgends tritt die schöpferische Intuition Bruckners mehr in Erscheinung, als bei der Komposition seiner langamen Sätze. Hier, in diesem etwas länger ausgehobenen Stück, ist der Meister der erdrückten, in tiefer Andacht versunkene, verzückte Beter. In wundervollem Wohlklang und ungehemmtem Fluß strömt seine Musik dahin. In melodischer Beziehung ist das „Benedictus“ der Höhepunkt des ganzen Werkes.

Die zweite große Meßkomposition Bruckners verdanken wir einer Anregung seines Bischofs Franz Josef Rudiger, eines warmen Gönners und Förderers des Meisters. Zur Feier der Einweihung der Votivkapelle des neuen Linzer Maria-Empfängnis-Domes schrieb Bruckner 1866 über Auftrag des Kirchenfürsten die Messe in G-Moll, für vier- bis achtstimmigen Chor und Harmoniebegleitung. Die Uraufführung fand drei Jahre später, am 23. September 1869, am Domplatz in Linz, unter persönlicher Leitung des Komponisten statt. Neuere Umstände zwangen den Meister, in diesem Werk auf den Glanz des großen Orchesters zu verzichten. Dadurch wurde die Messe in erster Linie ein Chorwerk, das in seiner Art einzig in der gesamten Meßliteratur dasteht. Konzipiert in der Form, geschlossen in der Gestaltung des Tonmaterials, prägnant und von durchgreifender Intensität in der Erfindung und im musikalischen Ausdruck, verzichtet die Komposition auf jede solistische Verwendung der Singstimmen. Man dürfte kaum fehlgehen, wenn man in der G-Moll-Messe die Kulmination von Bruckners kirchenmusikalischen Schaffen erblickt und sie mit M. Auer als den „gigantischen Gipfelpunkt neuerzeitlicher Meßkomposition“ bezeichnet. — Am interessantesten sind die doppelchörigen Sätze: Kyrie, Sanctus und Agnus. Hier ist Bruckner, ein moderner Palestrina, der unumschränkte Befehlshaber des Sages. In unerhörter Kühnheit türmt er die Themen übereinander (an einer Stelle des Agnus erklingen z. B. alle sieben Töne der Skala zu gleicher Zeit), mit zyklischer Wucht hallt er Harmonien zu immer neuen Klanggebilden und führt die Stimmen in zwingender musikalischer Logik zu immer grandioseren dramatischen Höhepunkten. Von ganz besonderer Schönheit ist das siebenstimmige Benedictus. In seiner mystischen Verklärtheit steht es wohl unter allen Kompositionen dieses Textes an erster Stelle. Durch kunstvolle Verschlingungen und Umkehrungen der sieben Stimmen des Chores, unter ausgiebiger Mitbeteiligung des Bläserensembles, webt der Künstler eine Klangwelt von unsagbarem Zauber; trotz kunstvoller Polyphonie und gewaltigster Harmonik immer leicht verständlich und von zwingendster Wirkung, ist diese Musik der adäquate Ausdruck der tiefsten seelischen Verjüngtheit in das Mysterium des sich immer wiederholenden Blutopfers des Erlösers im Tabernakel. Nur ein wahrhaft frommer Künstler mit tiefgläubigem Herzen konnte eine solche Musik formen. Gloria und Credo sind im Chor zum größten Teil vierstimmig gesetzt. Durch geistreiche Verwendung des instrumentalen Apparates, geistreiche Mischung der Klangfarben in der Gruppierung der verschiedenen Instrumente und durch geniale Ausnutzung der Register derselben erzielt Bruckner hier besonders eigenartige symphonische Wirkungen und schaffte Kontraste und Steigerungen von eminenter Durchschlagskraft. Die Amen-Fuge des Gloria schließt die Meisterschöpfung voll Feuer und mit hinreißendem Schwung.

Im Sommer 1867 nötigte ein durch Enttäuschungen verschiedener Art und Ueberarbeitung hervorgerufener Nervenzusammenbruch den rastlos tätigen Meister, in der Kaltwasserheilanstalt Kreuzen bei Linz Erholung

zu suchen. Schon während des Kurgebrauches begann er, als Dankopfer für seine Genesung, eine neue Messe zu schreiben. Kyrie, Gloria, Credo und Benedictus waren schon 1867 fertiggestellt. Nach längerer Pause folgten im August des nächsten Jahres Sanctus und Agnus, so daß am 9. September 1868, kurz vor seiner Uebersiedlung nach Wien, das ganze Werk, die „Große Messe Nr. 3 in F-Moll“, fertig vorlag. Die Besetzung ist die gleiche wie bei der D-Moll-Messe: Großes Orchester, Solostimmen und Chor. Sie ist weit umfangreicher als ihre beiden Vorgängerinnen. Unter den drei Messen Bruckners erscheint die letzte am öftesten im Konzertsaal, während die beiden anderen Messen nur sehr selten außerliturgisch zu hören sind. Damit soll nicht etwa behauptet werden, daß die F-Moll-Messe nicht in die Kirche passe. Im Gegenteil, auch dieses Werk war in erster Linie für den Gottesdienst bestimmt. Sie bildet einen prunkvollen Rahmen für außergewöhnlich feierliche Pontifikalämter. In ihrer, weniger durch liturgische Rücksichten gehemmten, überdimensionalen Struktur, ist sie eine Festmesse ersten Ranges. — Staunenswert ist, wie Bruckner innerhalb weniger Jahre demselben Text dreimal, jedesmal völlig neu, mit zutreffender Charakteristik und immer gereifterer technischer Meisterschaft bei nie erlahmender Fantasie musikalischen Ausdruck verleiht. Die erste Aufführung der F-Moll-Messe kam, nachdem Bruckners Freund, Hofkapellmeister Herbeck, sie einige Jahre vorher als unsingbar erklärt hatte, am 18. Juni 1872 in Wien zustande und machte so gewaltigen Eindruck, daß schon wenige Tage nachher, am 27. Juni, eine Wiederholung folgte.

Das tiefste Kyrie, mit seinem in düsterem F-Moll absteigenden, den Hörer förmlich in die Knie zwingenden Anfangsthema ist von feierlichster Wirkung. Es ist ein einziger, immer nachdrücklicher und eindringlicher wiederholter Aufschrei der ganzen Menschheit um Erbarmen. Gloria und Credo beginnen im Gegensatz zu den beiden früheren Messen mit den Intonationsworten des Priesters, die vom Chöre in strahlendem Fortissimo, umbraut von den Harmonien der Bläser und den Passagen der Streicher, in festlichem Glanze wiederholt werden. Die beiden Mittelstücke sind von ergreifender Schönheit. Namentlich das „Et incarnatus est“, ein längeres, artos geformtes, tiefempfundenes Tenorsolo, das von Holzbläseraffordnen gestützt und von einer Solovioline und einer Solobratsche zart umspielt wird, gehört in seiner visionären Verklärtheit zu den herrlichsten und erhabensten musikalischen Eingebungen. Die Solostimmen werden in der F-Moll-Messe überhaupt reichlicher zur Mitwirkung herangezogen, als dies in den früheren Kompositionen der Fall war. Im Credo, bei der Textstelle „qui cum Patre“ vereinigen sie sich sogar zu einem längeren Ensemble. Das Leiden und Sterben des Herrn, seine Auferstehung und das Gericht werden in erschütternden und gewaltigen Tongemälden geschildert. Sowohl Gloria als auch Credo haben als mächtigen Abschluß zwei an harmonischen und kontrapunktischen Kühnheiten reiche Fugen. — Von zarten, hohen Bläserklängen und jordinierten Streichern getragen,

Gesamtansicht von Oberammergau

Photo: K. Breninck, Lüneburg a. d. L.



rtönt in mystischem Piano das „Sanctus“. Mächtige Trompeten- und Posaunenafforde und festlicher Pau-
senwirbel unterbrechen bei „Domine Deus“ den Chor.
Nach energischem „Pleni sunt Coeli“ schließt das ver-
hältnismäßig kurze Stück mit festlichem Hosanna-
Jubel. Der nun folgende „Benedictus“ ist wieder
einer Teil des Meistertes, bei dessen Vertonung
Brudner wie immer mit besonderer Inbrunst und
Hingabe zu Werke ging, und für den er seine schönsten
Bedanken und eindrucksvollsten Melodien aufspart
hat. Reif und mild in der Empfindung, erhebt sich
diese Musik in erdenfremder Verquickung zu seraphischen
Höhen. Solostimmen, Chor und Orchester schweben
in einem Meer von Wohlklang. Im „Agnus“ werden
hierauf tragische Töne angeschlagen, die im „Dona“
verschönernden Ausklang finden. Leise verflüchtend singt
die Oboe noch einmal das erste Kyrie-Theme, diesmal
aber verheißungsvoll in hellem F-Dur.

Brudners Sendung als Symphoniker tritt in
einer letzten Messe noch deutlicher in Erscheinung als
in seinen früheren Werken. Der schier unerschöpfliche
Bedankenreichtum, die geniale Disposition der The-
men, die völlig mühelose Meisterung der Form, nicht
zuletzt die virtuose gesteigerte Technik seines Orchesters
und die symphonisch selbständige Verwendung des-
selben in den längeren Vor- und Zwischenspielen be-
weisen dies sinnfällig.

Nach seiner Ueberfiedlung nach Wien (1868) war
der Meister ganz in sein symphonisches Schaffen ein-
gegriffen. Fast zwei Jahrzehnte vergingen, bis er
sein nächstes und zugleich letztes großes Kirchenwerk,
sein Te Deum, schrieb. Dieses auf Massenwirkung
eingestellte Riesenwerk nimmt in der gesamten kirchen-
musikalischen Literatur noch mehr eine Sonderstellung
ein als die G-Moll-Messe. Neben den Klangmitteln,
Solostimmen, Chor und Orchester, zieht er hier das
Kreisel in einem seiner großen Werke, die Königin
der Instrumente, die Orgel, zur Mitwirkung heran.
Es ist merkwürdig, daß der international anerkannte
Orgelvirtuose Anton Brudner weder bedeutende
Orgelkompositionen hinterließ, noch zu seinen Messen
— ein paar Takte der G-Moll-Messe ausgenommen —
eine Orgelstimme schrieb. Das Te Deum ist in seinen
weitestgehenden monumentalen Ausmaßen ein ein-
zigartiger gewaltiger Hymnus voll elementarer Glau-
benskraft und feurigster Ueberzeugung. Der ganze
Erdbreis, alle Himmel und Mächte, Heiligen und Mär-
tyrer, Cherubim und Seraphim, scheinen hier mit ein-
zustimmen in den unendlichen Jubelruf: Heilig, heilig,
heilig ist der Herr Gott Sabaoth! — In ehernen
Unisonoschritten, mit gewaltig geballten und gekürzten
Garnituren bräut die Musik Brudners, in breitem
Alia breve Himmel und Erde taufendstimmig erfüllend,
in erhabener Majestät dahin. In zartem Gegensatz
steht dazu das lichtumflusste Engelterzett die drei
oberen Solostimmen „Tibi omnes angeli“ und die
beiden langsamen Mittelsätze „Te ergo quesumus“ und
„Salvum fac populum“, die in der Hauptsache vom
Solotenor vorgetragen werden und in ihrer bescheidenen
Verklärtheit an das „Et incarnatus est“ der G-Moll-
Messe erinnern. Eine grandiose Doppelfuge, in ihrer
vermalenden Macht gewaltigster Steigerung ein kon-
trapunktisches Meisterstück ersten Ranges, krönt das
ganze Werk, ein würdiger Schlußstein des kirchen-
musikalischen Schaffens Anton Brudners: „Non con-
fundar in aeternum! Nur der wahre „Musikant
Gottes“, der von unerschütterlichem Gottvertrauen er-

füllte Künstler, konnte ein solches Tongebilde erschaffen.
Nach der Uraufführung durch den Wiener aka-
demischen Richard-Wagner-Verein (1885) trug das
„Te Deum“ den Namen des Meisters in einem wahren
Triumphzug durch die Welt. Auf dem letzten
Allgemeinen Deutschen Katholikentag im September
1933 sprach sein Te Deum beim feierlichen Gottes-
dienst im St.-Stephans-Dome zu Wien, durch eine
Lautsprecheranlage auch der außerhalb der Kirche
stehenden vieltausendköpfigen Volksmenge vernehmbar,
das großartige Schlußwort.

Die Würdigung Anton Brudners als Kirchen-
musiker wäre unvollständig, wenn man seine Kirchen-
werke kleineren Formats unbeachtet ließe. Unter die-
sen befinden sich wahre Perlen kirchenmusikalischer
Klein Kunst. Das siebenstimmige Ave Maria, mit
dem er das erste Mal am 12. Mai 1861 in Linz als
Komponist vor einem größeren Auditorium zu Gehör
kam, kann als erste vollwertige Gabe des Genies an-
gesehen werden. Das „Marienkind“ Anton Brudner
sah hier für seine innige Verehrung der Gottes-
mutter herrlichsten musikalischen Ausdruck. Ein weise-
volles a-Capella „Range lingua“ in der phrygischen
Tonart entstand 1868. Das nächste Jahr brachte wie-
der zwei wertvolle Kirchenmusikwerke für a-Capella-
Gesang: das lieblich-zarte und schlichte, von Mozar-
tischer Stimmung erfüllte Graduale für das Kirch-
weihfest „Locus iste“ und das tiefere Graduale für
den Gründonnerstag „Christus factus est“. Nament-
lich letzteres ist mit seinen erschütternden Steigerun-
gen eine der innigsten Schöpfungen des Meisters. Eine

frühere Komposition des gleichen Textes, die Brudner
als Stiftsorganist in St. Florian geschrieben haben
dürfte, wurde erst kürzlich durch M. Auer aufgefün-
den. Die Uraufführung (!) erfolgte durch den Mün-
chener Domchor unter Domkapellmeister Verberich
beim Brudnerfest im Herbst 1933 in München. Im
Jahre 1882 schrieb Brudner sein einziges kirchliches
Stück für Sologebang, sein drittes Ave Maria für eine
Altstimme und Orgelbegleitung. Zu den kostbarsten
Perlen der a-Capella-Literatur gehört das 1884, zwö-
lfte Te Deum und 8. Symphonie komponierte Gra-
duale für das Fest der Unbefleckten Empfängnis
„Virga Jesse“. Dieses musikalische Kleinod zeigt Brud-
ner in seiner ganzen Eigenart. Es ist ein ziemlich
schweres Stück, das infolge seines raschen Tonarten-
wechsels und der bis an die Grenzen gehenden Aus-
dehnung der menschlichen Stimme, nur von sehr guten
Chören bewältigt werden kann. Schließlich ist noch
das 1892 geschriebene festliche „Ecce sacerdos“ für
Chor, drei Posaunen und Orgel, und der feierliche
Karfreitagshymnus „Vexilla regis“, das letzte kirchen-
musikalische Werk Brudners und eine seiner letzten
Kompositionen überhaupt, zu erwähnen.

Von der außerordentlichen Bedeutung Brudners
als Kirchenmusiker zeugt sein immer mehr wachsender
Einfluß auf das neuzzeitliche sakrale Musikschaffen.
Allenthalben ist sein Geist zu spüren, so daß man fast
von einer Schule Brudners, natürlich im indirekten
Sinne, sprechen könnte. Sein gesamtes künstlerisches
Lebenswerk aber ist eine der herrlichsten Manifesta-
tionen menschlichen Geistes überhaupt.

Ein Stück Land . . . Von Johann Luzian

Ein kleiner Mann aus dem Volke, ein bescheidener
Beamter, er war auch von Statur klein und bescheiden,
hatte sich jahrelang die Butter am Brot abgepart, um
einen größeren Betrag zusammenzubringen, mit dem er
etwas Besonderes anzufangen gedachte. Da er nämlich
als Kind in einer überfüllten, engen Großstadtstraße
spielen mußte, in einem Teil der inneren Stadt, wo es
keine Parks und unbebaute Gelände gab, hatte er nichts
so sehr begehrt, wie ein Stück Land, auf dem seine
Kinder einmal spielen könnten. Ein Schrebergarten aber
genügte ihm nicht, denn der konnte ihm ja jederzeit
wieder weggenommen werden, nein, es sollte ein Stück
eigenes Land sein, es müßte ihm für immer gehören,
vielleicht würde ein Haus darauf entstehen, wenn er ein-
mal alt wäre, jedenfalls aber könnte er Obst und Ge-
müse darauf ziehen, eine Laube bauen, eine Rosenhecke
anlegen, allerlei Nützliches und Schönes damit verbin-
den, so dachte der Mann. Seiner Frau war dieser Plan
gar nicht recht, sie hätte viel lieber mit all dem schönen
Geld eine Reise gemacht, fremde Länder gesehen, Theater
besucht, mancherlei kleine Freuden sich gegönnt, aber
der Mann, obgleich er sonst leicht nachgab, er war ein
kleiner Mann und friedliebend, setzte sich so energisch zur
Wehr, verbiß sich so leidenschaftlich in seinen Voratz,
daß endlich kein Wort mehr über die Sache gestritten
wurde; von jedem Monatslohn kam ein kleiner Betrag
auf die Sparschasse, und endlich, nach vielen langen Jahren
waren ein paar tausend Mark beisammen.

Aber nun begann die Schwierigkeit der Entscheidung,
wo das Grundstück liegen sollte. In der Nähe der
Stadt war alles Land teuer, und der Mann wollte ein

möglichst großes Grundstück erwerben. In der weiteren
Umgebung war zwar etwas Passenderes zu finden, aber
es klappte mit der Bahnverbindung nicht recht, man
mußte doch auch rasch zur Stadt zurückkommen können,
weil man mit dem Beruf nun einmal daran geteiltet
war. Die Nähe der Bahn allein aber lockte ihn auch
nicht, ganz abgesehen davon, daß sie nicht gerade immer
durch die schönsten Gegenden fuhr. So zog der Mann
dann Sonntag für Sonntag hinaus, um sein Stück Land
zu suchen, von dem er ein Jahrzehnt und länger so
wunderbar und zähe geträumt hatte, daß er es im Geiste
deutlich vor sich sah mit all den Nützlichkeiten, mit dem
Obstgarten, an dem die Birnen hingen, mit der Laube,
an der Güzlingen und wilder Wein wuchsen, mit der
prachtvollen Rosenhecke, mit den Stachelbeersträuchern
und den Erdbeerbeeten, mit den Salatzeilen und den
Erbsenbüschen.

An einem Sonntag fuhr der Mann wieder hinaus,
allein, denn seine Frau war des ewigen Suchens müde,
und es war ein etwas schwüler, föhniger Frühlingstag.
Der Mann fuhr mit der elektrischen Bahn, die neuer-
dings bis zu einem kleinen landhaftig schönen See
hinausgelegt worden war. Hier war das Land noch
jungfräulicher als anderswo, die Gegend würde erst dem-
nächst erschlossen werden. Alles schien hier unter gün-
stigen Vorzeichen zu stehen, die Berge grünten mit den
Frühlingswäldern, die braunfärbige Erde der Acker
schimmerte im Licht, der See blühte und strahlte blau
und rein; auch wenn Wolken darüberhingen war es
ein schöner, feierlicher Anblick. Kleine Landhäuser in früh-
lichen Farben gab es am See entlang, aus den Dörfern

in der Runde grühten die Kirchtürme, — hier schien es
recht zu sein, sich umzusehen.

Bald fand der Mann auch ein Gelände, auf dem
Schilber angepflanzt waren: „Zu verkaufen!“ Um man-
che Grundstücke waren schon Büsche gepflanzt, Steden
und Gräben, alles war also schon ein bißchen vorbereitet. Alte
Bäume standen hier und da, junge Obstbäume trieben auf
dem Brachland. Hier war es herrlich! Das Gelände fiel
ebenmäßig zum Seeufer ab, und diese ganze Landschaft,
eingebettet zwischen den Wäldern, war eine einzige große
Freude für die Augen des Städters. Er blühte sich
lächelnd nach den ersten Schilfbäumen, sog ihren Apri-
kosenduft ein, hob ein paar Gänseblümchen aus, um sie
mit den Wurzeln heimzubringen und sie den Kindern
zum Einpflanzen zu schenken, schnitt sich von den Heden
Haselzweigen und Weidenbüsche und warf sich endlich,
selbst müde von diesem Tag, der Länge nach in eine Wiege,
um auszuruhen. Dieses Grundstück, auf dem er lag, war
zu verkaufen, es war eines der schönsten, die es hier gab.
Das will ich nehmen! sagte der Mann. Jetzt bin ich mir
klar darüber, dieses und kein anderes! Und er war froh
über den Entschluß, der ihm so viel Kopfzerbrechen be-
reitet hatte.

Aber während er in den Himmel starrte, an dem sich
immer mehr Wolken zu bilden begannen, in der Ferne
gröhlte ein Gewitter heran, verschwand mit der blendenden
Sonne auch mehr und mehr seine leichte, vergnügliche
Laune, und ein merkwürdig bedrückendes Gefühl kroch
ihn an. Es macht das schmale Wetter, sagte er sich
schloß die Augen ein wenig, und ehe er sich verließ, war
er eingeschlafen. Er träumte Birnen und Selbstjames, er
sah im Traume Gott über sich in den Wolken, und sah sich
so klein, wie er war, auf einer weiten, ebenen, menschen-
leeren Ebene, und er sprach mit Gott und schrie ihm zu
daß er hier diese Erde Gott abkaufen wolle, er hätte
genug Geld auf der Sparschasse, er könne bar bezahlen:
„Was soll sie kosten? Was soll sie kosten?“ schrie er, aber
er bekam keine Antwort außer der eines rollenden Ge-
witters, das über den ganzen Himmel hallte. Ich muß
anders fragen, genauer, die Summe nennen, die ich an-
legen will, dachte der Mann, und er schrie die Summe,
die er befaß: „Wieviel bekomme ich für zweitausend
Mark? Für zweitausend Mark!“ schrie er. Aber als
Antwort dröhnte wieder nur der Donner über ihn hin.
„Wieviel? Wieviel?“ fragte der Mann, doch da erwachte
er, die ersten dicken Tropfen des Rollenbruchs trafen ihn,
und er suchte hastig vor dem Regen seine Sachen zu-
sammen, seinen Schirm, seinen Ueberzieher, auf dem er
gelegen hatte, seine Blumen und Weidenbüsche, und dann
rannte er von dem fahlen, freien Gelände, auf dem es
ihm unheimlich geworden war, fort nach der Allee, die
zum Bahnhof führte. „Wieviel? Wieviel?“ fragte er
immer noch, vom Traume benommen. Und unter der
ersten Pappel erschlug ihn der Blitz.

Als man seine Frau verständigte und ihr in einem
Sarge ihren Mann brachte, der so frohen Sinnes von
ihm fortgegangen war, und als sie weinend das Begräbnis
rührte und das Sparschreiben in der Hand hielt, in dem
ein Notizzettel ihres Mannes lag mit den Worten: „Für
dieses Geld will ich nichts anderes kaufen als ein Grund-
stück für mich und die Meinen, das ist mein fester Wille!“
— da ging sie zum Friedhof hinaus und suchte nach einem
schönen, ruhigen Platz für ein Familiengrab. Sie ließ es
an nichts fehlen, sie beehrte nichts für sich zurück von den
Ersparnissen, denn wenn ihr Mann auch klein und noch-
giebig und bescheiden gewesen war, in einem Punkte
hatte er seinen Willen durchzusetzen vermocht. Und so
bekam er nun sein Stück Land auf dem Acker Gottes.

Abenteuer in Brasilien

Erlebnisse eines jungen Deutschen in Südamerika

Aufgezeichnet von Heinz Meurers (Urheberschaft durch Pressebüro Durchbruch, Bonn)

(Nachdruck verboten.)
Blitzschnell schnappten wir uns die vier an der Wand
hängenden Militärgewehre und knallten diese im
Schnellfeuer ab, dazu noch je zwei Revolvertrom-
meln. Es hieß jetzt die Leute zu verblüffen, zum zwei-
ten Male luden wir die Gewehre und Revolver. Wieder
knatterte eine Serie in die Dunkelheit. Stöhnend brach
jemand zusammen. Das konnten wir deutlich hören. Das
Feuer draußen hörte auf. Unser „Maschinengewehr-
feuer“ hatte Eindruck gemacht und Hilto hatte uns von
seinem Fenster aus kräftig unterstützt. Gleich einem
Spul vernahmen wir fortellende, leise Schritte und un-
terdrückte Flüche. Das Rohr und die Zweige knackten
von den flüchtenden Caboclos, die den Verwundeten oder
Toten anscheinend mitschleppten.

Daß wir in dieser Nacht nicht länger schlafen konnten,
war erklärlich. Alle Sinne scharf angespannt, saßen wir
auf unseren Betten, die Gewehre schußbereit und erwar-
teten den Morgen.

Niemand von uns dachte mehr an die Warnung des
Postreiters. Die sich überschlagenden Ereignisse der Nacht
ließen uns den angekündigten Tornado vergessen. Als
wir aber in der andärenden Dämmerung die am Ho-
rizont heraufziehenden schweren Wolkensäulen in ihrer
schweifgelben und düstervioletten Färbung sahen, wußten
wir, daß uns ein schweres Unwetter bevorstand. Inner-
halb einer halben Stunde war der ganze Himmel ein
einziges finsternes Wolkenseer, aus dem unter gewalti-
gen Donnererschlägen fortgesetzt Blitze zuckten. Ein pfei-
fender Wind jagte um das Haus und rüttelte an Fen-
stern und Türen. Der Morgen wurde fast wieder zur
Nacht, so dunkel waren die gelblich-schwarzen Wolkensäulen.
Blitzlich setzte der Regen ein. Gottlob! Ein Tornado
konnte jetzt nicht mehr kommen. Aber Regen ist kein
Ausdruck für die Wassermassen, die aus den geöffneten
Schleusen des Himmels niederprasselten. Fünf Stunden
dauerte das Unwetter, fünf Stunden gossen die Wolkens-
massen den erschütterten Regen herab.

Die Krise droht.

Lange Monate hindurch hatten wir keine Raubtiere
in unserem Distrikt wahrgenommen. Auch die Eingebore-
nen verhielten sich ruhig und nach dem nächsten
Feuerüberfall hatten wir nichts mehr von ihnen gehört.
Aber dieser Frieden, das Gelingen der Geschäfte, dieses

ganze Glück, das wir hatten, unterbrach die entse-
tzliche Schlangengeplage, die der Beginn unseres
vollkommenen Zusammenbruchs auf der Fazenda werden
sollte. Die Camps waren überfüllt von giftigen
Urutus.

Jeden Tag verendeten Pferde und Maultiere an Schlangengiften.

Rapide nahmen unsere Viehbestände ab. Das fürchter-
liche Schauspiel von verendenden Tieren wiederholte sich
jeden Tag. Der Mensch war dieser Plage gegenüber voll-
kommen machtlos. Jeden Morgen war unser erster Blick
auf den blauen Himmel gerichtet. Sahen wir in der
Ferne einen winzigen schwarzen Punkt, so war das das
untrügliche Zeichen, daß wieder ein eingehendes Vieh
auf dem weiten Camp lag, denn der schwarze Punkt am
Firmament war nichts anderes als ein K a s e t z, der
auf die Beute wartete. Aber er war nur Vorbote für
ein ganzes Heer der trumschnabelligen Totenvögel, die
sich, sobald das Tier verendet war, in großen Scharen auf
das Opfer niederließen, zunächst die Eingeweide verzehr-
ten, dann aber den ganzen Kadaver vollkommen vom
Fleisch befreiten. Sie leisteten ganze Arbeit. Nur das
blasse Stellet ließen sie nach dem mehrstündigen Le-
schensgmaus zurück. Diese Gesundheitspolizei der Steppe
arbeitet prompt, aber für uns war der tägliche Besuch
der Aasgeier nicht erträglich. Allein sechzig der wertvoll-
sten Zuchstuten verloren wir innerhalb einiger Wochen.
Das war ein Verlust, der kaum zu überwinden war. Die
Holz- und Kohlentransporte kamen schon ins Stoden, da
nicht genügend Lasttiere auf der Farm mehr vorhanden
waren.

Dazu ereignete sich ein weiteres Unglück. Ein zweiter
Wolkenbruch ließ einen in der Nähe gelegenen Flußlauf
über die Ufer treten. Das Hochwasser suchte sich reißend
seine Bahn und schwemmte in einer Nacht unsere gesam-
ten Vorräte an aufgekauter Holzbohle mit sich fort.
Der Arbeitslohn von Monaten war in diesen Vorräten,
die auf Absatz warteten, enthalten. Dieser Schlag des
Schicksals traf uns hart, denn Bargeld besaßen wir kaum.
Diese Holzbohle war unser erarbeitetes Vermögen, und
das trieb jetzt dem Atlantischen Ozean zu.

Die Vernichtung unserer Holzbohlenvorräte wäre nicht
das Schlimmste gewesen, denn wir konnten täglich neue
brennen, und mit dem Erlös die Löhne der Farmarbeit-
ter bezahlen. Aber die Weltwirtschaftskrise,

diese furchtbare Krankheit unserer zivilisierten Welt, er-
zeigte auch uns in unserer tiefen Urwaldwildnis.

Die Bestellungen auf Holzbohle blieben aus,

da die Hochböen, für die wir die Kohle lieferten, still ge-
legt worden waren. Unsere Existenz war dadurch aufs
schärfste bedroht. Wodan sollten wir nun die Löhne be-
zahlen?

Gleich einer Epidemie schleichte die Krise über den
ganzen Erdball. Nirgendwo ist man vor ihren Auswir-
kungen sicher. Aus Deutschland war ich ausgewandert,
um aus ihrem Bereich zu fliehen. Jahre hatte ich in
schärfstem Kampfe unter den widrigsten Umständen ver-
bracht, um mir eine neue Existenz zu gründen. Angriffen
auf mein Leben war ich ausgesetzt gewesen. Von der auf-
gehenden Sonne bis zur späten Nacht hatte monatelang,
jahrelang der Arbeitstag gedauert. Nur die eine Hoff-
nung: hier kann ich mir noch eine selbständige Existenz
schaffen, hatte mich alle die Strapazen, alle die Gefahren
der Wildnis und der Einsamkeit ertragen lassen. Nun
war die Hoffnung geschwunden durch ein kurzes Schrei-
ben, in dem unsere Kunden die Stilllegung ihrer Werke
ankündigten und die Lieferung unserer Holzbohle kündig-
ten.

Fride war vollkommen entmutigt. Denn durch die
Miseranten war die Fazenda ohne die Kohlenlieferungen
unrentabel. Bald mußte also der Tag kommen, an dem
wir den Eingeborenen keine Löhne mehr bezahlen konn-
ten. Was dann? Verzweifelt saßen wir abends im Lichte
der ruhigen Petroleumlampe und rechneten und rechne-
ten. Fride riet, die Fazenda zu verlassen, denn er dachte
an den Ueberfall der Caboclos in jener Gewitternacht
und wollte sich nicht nochmals den Haß der Eingeborenen
zugehen durch die Nichtzahlung der Löhne oder durch die
Entlassung. Auch durch meine beruhigenden Ermahnun-
gen war er nicht mehr zu bewegen, seinen Entschluß zu
ändern.

Er reiste ab mit dem Ziel Rio Grande do Sul, einer
Stadt in der gleichnamigen Provinz Südbrazilien, wo
sein Bruder bei anderen deutschen Auswanderern lebte.

So blieb ich allein auf der Fazenda und beschloß, mich
mehr auf Tabakpflanzung zu verlegen, um daraus viel-
leicht ein Geschäft zu machen. Aber das Schicksal nahm
seinen Lauf. Die Holzfäller und Kohlenbrenner mußte
ich entlassen. Ihren fälligen Lohn konnte ich noch gerade
bezahlen und beauftragte damit einen Caboclo, der schon
lange als Vorarbeiter tätig war und mein Vertrauen
genieß. Als ich am Nachmittag bei den Arbeitern im
Walde nachhörte, ob der Caboclo ihnen das Geld aus-
gezahlt hatte, mußte ich zu meinem größten Entsetzen fest-
stellen, daß

dieser Kreole mit meinem letzten Bargeld ausgerissen war.

Selbstverständlich war er auf dem Wege zur Bahnstation.
In derselben Minute fing ich mir mein bestes Pferd aus

dem Kral, um den gemeinen Dieb noch einzuholen. Auf
der nächsten Farm erfuhr ich dann, daß ein Caboclo, auf
den meine Beschreibung paßte, nach Wasser gefragt hatte.
Also der eingeschlagene Weg war richtig. Die Jagd ging
weiter. Den größten Teil der Nacht ritt ich durch, um
den Vorprung des Flüchtlings einzuholen. Am nächsten
Morgen erreichte ich eine portugiesische Fazenda, deren Be-
sitzer mir mitteilte, daß der von mir Verfolgte nur mit
zwei Stunden Vorprung vorbeigeritten sei. Mit ver-
doppelter Energie spornete ich mein Pferd zu einem End-
spurt an. Gegen Mittag traf ich den Kreolen auf einer
kleinen Eingeborenen-Siedlung. Als er mich erblickte,
verfärbte sich seine dunkle Haut; sie wurde vor Wut noch
dunkler. Behende wollte er sich auf sein Pferd schwingen.
Schnell sprang ich dazwischen und stellte ihn. Er ver-
suchte sein breites Messer zu ziehen, aber

ebenso stink ich den gemeinen Räuber so zu- sammen, daß er fürs erste nicht fähig war, auf den Beinen zu stehen.

Aber das Geld, wo war das Geld? Er hatte es nicht
mehr, hatte es wahrscheinlich einem Komplizen abgelie-
fert, dessen Namen ich nicht aus ihm herausbekommen
konnte. Noch nie im Leben habe ich einen Menschen so
verprügelt, wie diesen Schwarzen, der mir die letzte Mög-
lichkeit genommen hatte, die Farm weiter zu führen. Mit
dem Lasso festelte ich ihm die Hände auf den Rücken und
nahm ihn mit zurück zur Farm, wo er die veruntreute
Summe abarbeiten sollte.

Kaum war ich wieder einige Tage auf der Farm, als
eines Tages mein großes Holzschiffchen in Flammen auf-
ging. Der Dieb hatte es mit
Hilfe seiner Freunde angesteckt. Das Maß der Schick-
salschläge war voll.

Ich beschloß, zu fliehen, denn schließlich hatte ich nicht
vor, im brasilianischen Urwald durch eine Kugel aus dem
Hinterhalt zu sterben. Traurig war der Abschied von
dem gutmütigen Campeiro Hilto, als ich am nächsten
Morgen bei aufgehender Sonne die Fazenda mit meinem
Pferd verließ und in östlicher Richtung in unbekannte
Gegenden ritt. Für ein paar Tage hatte ich mir Lebens-
mittelvorräte mitgenommen. Sonst hatte ich nichts bei
mir, außer meinen beiden Revolvern und einem Jagd-
gewehr. Langsam und über die letzten Ereignisse nach-
denkend, ritt ich einer ungewissen Zukunft entgegen.

Am Abend hatte ich eine mir unbekannte Gegend er-
reicht. Mein Herz schlug wieder unternehmungslustiger,
denn jetzt war ich wenigstens nicht mehr Menschen-
angriffen ausgesetzt. Ich zündete ein Lagerfeuer an.
Ich koste mir etwas Kaffee und überlegte, wie ich meine
Lage verbessern könnte. Die Lebensmittel reichten nur
für wenige Tage. Das Beste war, bei einer Fazenda an-
Arbeit anzufangen. Mit dem Entschluß, frühmorgens
loszureiten, um auf der nächsten Farm schon vorzusprechen,
versuchte ich einzuschlafen.

(Fortsetzung folgt).

HINTER DEN SCHLÄCHTEN

AUS DER KRIEGSSPIONAGE VON HÜBEN UND DRÜBEN

VON RHEINANUS ALTER

Urheberrecht durch: Pressebüro Durchbruch Bonn.

XXI.

Als wir ein paar Stunden später die Leiche ordnungsmäßig in einem schlichten Sarge aufgebahrt hatten, holten wir auch den Täter herbei zur Ortskommandantur.

In einem Dienstsaal vernahmen wir ihn nochmals kurz, sagten ihm aber sein Verbrechen haarklein auf den Kopf zu. Er blieb bei seinem Leugnen, hart und frech erlangen wir immer seine Antworten. Da führten wir ihn in den anderen Raum, in dem der Tote in seinem aufgedeckten Sarge lag.

„So, da sehen Sie Ihr Werk!“ sagte ihm unser Chef, kreidebleich, wie der Kalk der weißen Wände, wurde sein Gesicht. Über sein Gesicht irgend einer Neue, eines Befehls seiner Tat, ließ sich bei dem Manne wahrnehmen. Ruhig, hartgesotten stand er da. An dem Toten allerdings sah er dauernd vorbei. Mit ernstesten Worten las ihm nun der Chef das nächtliche Bekenntnis seines Bruders vor.

Der Mann zuckte mit keiner Miene. Nur als der Chef ihn fragte, ob er zu diesen Aussagen noch irgend etwas hinzuzufügen hätte, zuckte er mit den Achseln und sprach kurz und barsch:

„Gut, ich war's! Machen Sie mit mir, was Sie wollen!“

Und dabei blieb er bei allen kommenden Vernehmungen, selbst bei seinem letzten Verhör noch vor den Richtern. Von dem Schwiegerjohn erfuhren wir noch das eigentliche Motiv der Tat: Der Wagen auf der Scheunentenne war nur oben und an den Seiten mit Stroh beladen, zur Täuschung. Die eigentliche Ladung war eine Fuhre Wehl, das aus einer Schwarzvermahlung herkam und für eine Brüsseler Schiebergesellschaft bestimmt war. Der Tote hatte also richtig vermutet. Um sich vor Strafe zu schützen, um den Zeugen des Vergehens aus der Welt zu schaffen, wurde der Müllersjohn zum Verbrecher.

Der jüngere Müllersjohn wurde zu einer leichten Gefängnisstrafe verurteilt. Schwiegerjohn und Täter trafen die Todesstrafe. Jedoch wurde der Schwiegerjohn zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt, jedoch die Strafe nur an dem eigentlichen Täter vollstreckt zu werden brauchte.

In einem Steinbruche, dicht bei der Stadt, in welcher unsere Dienststelle untergebracht war, wurde das Urteil vollstreckt. Eben sandte die Frühlingssonne 1918 ihre ersten goldenen Strahlen über die Hühen herunter, als die Schüsse fielen, die den Tod unseres Landmannes führten.

4. Kapitel.

Das Kleeblatt.

I.

Unjähelich, wenn der Klee in Blüte stand, durchstreiften wir Kinder die Fluren unserer Hofelheime und suchten nach Glücksklee. Hatten wir dann wirklich solch ein glückhaftes Kleeblatt gefunden, so hüteten wir ängstlich diesen Schatz und preßten das Blatt sauber zwischen die Blätter irgend eines Lieblingsbuches.

Denn, so belehrten uns die Alten, Glücksklee, vierblätteriger Klee, bringt Glück und Segen allerwegen.

Von einem Kleeblatt sollen diese Zeilen erzählen, das zwar vierteilig war, dennoch weder Glück noch Segen brachte.

Vier kleine, glückhafte Blätter sitzen beim eigentlichen Glücksklee um einen grünen Stengel herum, der seine Kraft, sein Leben aus tiefer, reiner Erde holt.

Vier Menschen klebten zusammen um einen unsichtbaren Drahtzieher herum, der, ihnen allen unbekannt, im neutralen Holland saß. Und damit den einzelnen Blättern kein Glück käme, nach dem eigentlichen Denker des Ganzen zu fragen, gab dieser — der Drahtzieher — das Kleeblatt ab in die Hand eines Weibes.

Kein Wunder, also, wenn ein solches Kleeblatt, genährt aus dunkelsten, unsichtbaren Gründen und gewachsen auf tollem Sin und Her, niemals zum Glücksklee werden konnte.

Am Allerheiligentage, dem 2. November des Jahres 1917, stellte eine deutsche Militärpolizei-Patrouille auf dem Kleinbahnstrecke zu Br. in Belgien eine Schmugglerbande, die mit Bannwaren aus dem Etappengebiet von Mons gekommen war. Die Leute, etwa ein Duzend Männlein und Weiblein, führten in der Hauptsache Stridmole mit sich, die strengster Zwangsbewirtschaftung unterworfen war.

Nach Prüfung ihrer Ausweispapiere wurden die Belagerten wieder in Freiheit gesetzt, am später nach Abschluß des Strafverfahrens gegen sie, wieder vorgeladen zu werden zum Empfang der Strafmandate, meist geringfügiger Geldbußen. Das Schmuggelgut wurde natürlich eingezogen.

Ein Männlein ließ die Patrouille jedoch nicht laufen, trotzdem es neben Pässen allerbesten Ordnung nur ein Päcklein Waren geringen Wertes mit sich führte. Das Päcklein hatte falsch gerechnet, nämlich auf die Tappigkeit der dummen Deutschen spekuliert. Klein und dürr, verärgelt obenbrein, so stand der Belgier da mit eingeklemmtem Gesicht, aus dem, schreckhaft fast, die unruhigen Augen tief oberhalb der hervorstechenden Radentocher herauslugten.

Aber, oh weh, der Wank des Männleins war so seif und ungleich, stimmte so gar nicht mit dem ganzen übrigen Leinam überein, daß die Polizeimänner lächelnd die Köpfe zusammenstreckten und das jämmerliche Erdenschwürgen mit zur Ortskommandantur schlepten.

Der Fried mit dem drassen, prassen Bauche war übrigens so abgestanden, daß er nicht mehr zog. So zogen denn die Deutschen auf der Ortskommandantur das Männlein selber regelhaft aus.

Und da hatte man den Salat!

Mit viel Suchte und Hoppla wurden dem spindeldürren Bruder schließlich ein paar hundert Meter allerseinsten Valenciener Spigen vom Corpus heruntergewidelt, aus denen noch ein kleines Zettelbrieslein zu Boden flatterte.

Das Brieslein aber lautete so:

„Madame Angèle!“

Organisez s. v. pl. rendez-vous avec M. pour dimanche prochain a midi, comme toujours chez vous. Mais — Soyez prudente!“

„Organisieren Sie bitte Zusammenkunft mit M. für nächsten Sonntag zwölf Uhr mittags wie immer bei Ihnen. Aber — seien Sie vorsichtig!“

Das Männlein wurde eingestekt, der verdächtige Zettel der geheimen Feldpolizei vorgelegt und sofort eine Untersuchung eingeleitet. Zwar trug der Bries keinelei

Selbstverständlich wurde der Mann weiter „bespottet“. Aber alle Beobachtungen des Schusterfchwerenöters blieben erfolglos, denn: gebrannt' Rind schmeckt meist das Feuer.

Und dennoch gehörte Monsieur Jules L. indirekt zu unserem unsauberen Kleeblatt.

2.

Wir kamen von einer seltsamen Reise, mein Freund B. und ich!

An der deutsch-holländischen Grenze hatten unsere Kameraden eine seltene Motte gefangen und eingelocht. Zwar hatte man dem Luder schon lange Zeit die Nege offen gehalten, aber das Biest war schlau, denn es hatte eine gute Kinderstube genossen, und seine Entwicklungsjahre waren sogar ausgezeichnete gewesen. Es handelte sich um den

englischen Agenten Maurice M. Ursprünglich stammte der Mann aus gutem deutschen Bürgerhause und hatte das Gymnasium einer mitteldeutschen Kleinstadt besucht.

Mit gutem Reisezeugnis entlassen, bezog Freund M.

In London geriet er durch Colonel St. H., den er von Kanada her kannte, in die Reihen des englischen Nachrichtendienstes. Die Leute von „His Majesty's Intelligence department“ erkannten natürlich sofort den Wert eines solchen Agenten und ließen den Mann auf Deutschland los. Mister M. war befreit; denn er hatte die zweieinhalb Jahre hinter Gittern und Mauern seinem ehemaligen Vaterlande nicht vergessen können. Sein tiefer Haß gegen Deutschland ersah jetzt eine willkommene Gelegenheit zur Rache.

Etwa zwei Duzend Spionageretten hatte der Mann so unerkannt durch Deutschland unternehmen können,

mit gefälschten Pässen natürlich, überall die Augen offen haltend und schnüffelnd. Dann als durch die energische Arbeit des deutschen Abwehrdienstes in Belgien und Nordfrankreich sich die Reihen der Feindagenten immer mehr lichteteten und so manches Netz der Spionage zerstört worden war, griff man englischerseits auf den erprobten Agenten Maurice M. zurück und sandte ihn via Holland nach den von deutschen Truppen besetzten Gebieten.

Bald hatte er sich in Belgien unter Beihilfe eines Kommunalsekretärs die Personalausweise einer Stadtgemeinde verschafft und schädigte nun das deutsche Heer in den Etappengebieten. Bis er dann endgültig erwischt wurde.

Ein junger belgischer Zivilist, zu dem er in der Nähe von Mons in Beziehungen getreten war, sah oder glaubte sich von ihm betrogen und denunzierte ihn dem deutschen Dienste. Dann rollte sich natürlich der ganze Film planmäßig Faden an Faden ab, bis Mister Maurice M. sauber hinter Schloß und Riegel saß. Selbstverständlich tauchte bei uns in der Zentrale sofort der Verdacht auf, Mister Maurice M. könnte vielleicht jener mysteriöse „M.“ des Zettels sein, denn die deutsche Militärpatrouille seinerzeit bei dem Schusterfchwerenöters aus den Spigen herausgezupft hatte.

Wir fuhren also zu Mister M. hin und bespotteten ihn auch nach dieser Richtung hin, aber ohne Erfolg.

M. hatte sich vollkommen in sein Schicksal gefunden, gab ruhig, gefast und sachlich jede Auskunft, die wir von ihm verlangten. Und — wer vor den Toren der Ewigkeit steht, pflegt meistens nicht mehr zu süßen. So konnten wir ihm Glauben schenken, zumal er auch in anderen Dingen die Wahrheit gesagt hatte.

So verließen wir denn den Gefangenen M., der bald darauf seine Verräterei nach Kriegsrecht büßen mußte, und kehrten über Lüttich zu unserer Dienststelle zurück.

Und just auf dieser Heimreise kam der große Detektiv „Zusatz“ über unseren Weg gelaufen und

gab uns den Faden in die Hand, mit dem wir schließlich den richtigen M. nebst der Madame Angèle und dem ganzen Kleeblatt zusammenbinden konnten.

3.

Das war im Oktober 1918.

Wir saßen des Abends zu Lüttich in einem Hotel, in welches wir von der Kommandantur als Quartiergäste eingewiesen worden waren. Emil, der Oberkellner, plauderte mit uns, denn er wußte, wer wir waren und galt als „echt“. Allen Belgiern gegenüber reisten wir sonst als höhere deutsche Eisenbahner in Zivil.

Mitternacht war schon vorbei, es ging auf die erste Stunde zu. Außer zwei deutschen Offizieren in Uniform waren wir die einzigen späten Gäste in dem Laden. Für die Belgier war übrigens eine frühere Stunde als Feierabend festgesetzt.

Gerade wollten wir, mein Kamerad und ich, uns zur Ruhe begeben, als der Nachtportier des Hotels noch ein spätes Pärchen hereinbückelte.

„Er“, ein deutscher Vizefeldwebel in Uniform, grüßte sofort stramm und ordentlich zu den beiden Herren am Nachbartische hin. „Sie“, todschmer eine Französin, tändelte kokett, aber doch leicht verwirrt und nervös mit ihm zu einem Tisch ganz im Hintergrunde. Dort ließen sich die beiden nieder. Das Pärchen schien nicht unbekannt zu sein in dem Lokale, denn die Begrüßung der zwei durch Eigentümer und Ober war artiger, als die der Gäste im allgemeinen.

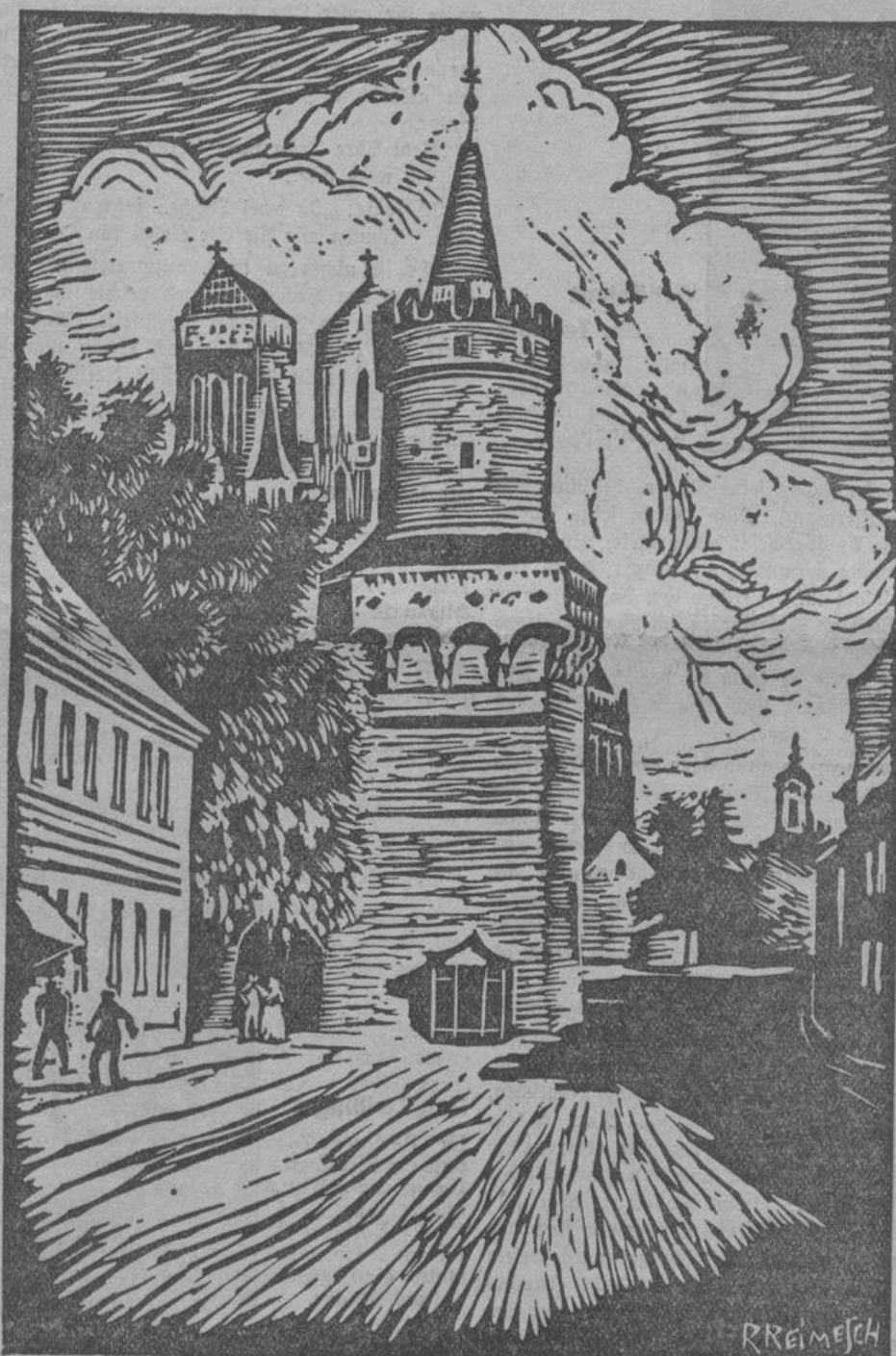
Die Offiziere am Nebentische verließen kurz nach dem Erscheinen der beiden das Lokal, so daß wir uns in aller Ruhe das Pärchen ansehen konnten. Das aber war selber in lebhaftester, fröhlicher Unterhaltung geraten mit dem Eigentümer des Hauses, der sich ebenfalls bei den Leuten niedergelassen hatte. Der Eigentümer kannte eine ganze Menge toller Wiße aus dem Quartier-latin, die er seinen Bekannten vorzusetzen pflegte, wenn die Stimmung darnach angetan war. Auch der Herr Vizefeldwebel drüben, der Typ eines richtigen Etappenoffiziers, schien im besten Fahrwasser zu sein. Wir riefen uns wieder Emil, den Ober, herbei und forschten weiter nach Namen und Art des Pärchens. „Ihn“ kannte Emil ganz genau, von „Ihr“ wußte er uns nur zu sagen, daß sie eine evaluierte Französin aus St. Quentin sei, die in Löwen Unterschlupf gefunden habe. Beide seien schon mehrfach dagewesen, weil „Er“ ein guter Bekannter des Eigentümers sei.

Woher diese Bekanntschaft stamme, wollten wir weiter wissen.

Da zuckte Emil weise und überlegen seine Achseln: „Monsieur war früher auf der Kommandantur hier selbst beschäftigt und bearbeitete auch die Sachen der Filmzensur.“

„Wie kam der Hotelier an ihn heran?“

(Fortsetzung folgt.)



Mittelurt und Marienkirche in Prenzlau Prenzlau feiert im Juni d. J. sein 700jähr. Stadtjubiläum

Unterfchreibt, aber dafür hatten wir in der Madame Angèle schon immerhin einen Hinweis, einen Anhaltspunkt. Auch gab's da noch einen Herrn M., nach dem wir suchen konnten.

Nicht viel, aber doch schon etwas.

Das dürr Männlein selber wollte natürlich von allem nichts wissen, als wir es ausfragten und verhörten. Keine blasse Ahnung wollte es haben.

„Que voulez — vous? Schmuggel und Spigen!? Ja wohl, das gebe ich zu! Wovon soll man denn leben in diesen blöden, hundsmiserablen Zeiten? Aber von dem Zettel da — weiß ich gar nichts!“ Also sprach unser Männlein in einem fort.

Fragen wir eingehender nach der Herkunft der seinen Spigen oder nach dem Bestimmungsort, blieb der Sünder entweder stumm oder log nach Strich und Faden, daß sich Eisenbahnlinien darob biegen konnten. Nur seine Personalien gab der Schmuggler genau und wahrheitsgemäß zu Protokoll. Und die stimmten ganz genau. Jules L., 54 Jahre alt, Schuhmachermeister aus L., geschieden, kinderlos, in geordneten Verhältnissen lebend, das war unser Fuhelmann. Sein sonstiger Leumund war auch nicht schlecht, nur als ein Schürzenjäger wurde er uns geschildert. Mit den deutschen Besatzungsbehörden war er bisher noch niemals zusammengefallen. Also hätten wir ihn eigentlich laufen lassen können, wenn nicht der dumme Zettel gewesen wäre, der so viele Fragen offen ließ. Aber alle Fragen blieben auch dann offen, als der Kerl doch nach zweimonatlicher Untersuchungshaft in Freiheit gesetzt werden mußte, denn seine Schmuggelstrafe galt durch diese Haftzeit ebenfalls für verbüßt.

die Universität. Als Sohn reicher Eltern studierte er zunächst ein paar Semester Kunst- und Kulturgeschichte, um am Ende bei seinem Lieblingsfache, der Chemie, zu landen.

Nach bestem Abschlußexamen und vorzüglichem Doktor folgte Laboratoriumstätigkeit bei erstem Unternehmen der chemischen Großindustrie.

Uebereinstimmend von aller Welt gelobt, geachtet und geehrt, so lebte und wirkte Doktor M. irgendwo am Rheine, bis sich sein Verhängnis erfüllte.

Man schrieb das Jahr 1904, als der hochgeachtete Mann plötzlich verhaftet und in Untersuchungshaft genommen wurde. Schwere sittliche Verfehlungen bildeten den Grund zur Anklage. Zweieinhalb Jahre Gefängnis, eine schwere Strafe, die er auch ganz verbüßen mußte, bildete den Schlüßstrich unter die unschöne Sache und gleichzeitig unter die Tätigkeit des Doktors M. in Deutschland. Denn als die Tore des Gefängnisses sich wieder öffneten, wußte Maurice M., daß er in seinem Vaterlande vollkommen erledigt war und wanderte deshalb, eine neue Heimat suchend, nach Kanada aus. Als tüchtiger Chemiker fand er dort natürlich bald ein gutes Unterkommen, denn solche Leute konnte man drüben damals gebrauchen. Im Jahre 1910 erwarb Mister M. die britische Staatsangehörigkeit, um vollends auch innerlich mit Deutschland zu brechen, denn seine Eltern waren mittlerweile verstorben. Dann kam der Krieg, der auch nach Kanada hinübergriff.

Mister Maurice M. meldete sich freiwillig gleich zu Kriegsbeginn zum Heeresdienste und kam so nach England.

Der Mann am Fluß

Novelle von Hubert Mumelter

Der südtiroler Dichter Hubert Mumelter ist durch seinen Heimatroman aus den Dolomiten „Die falsche Straße“, bekannt geworden. In der vorliegenden Erzählung schildert er das ergreifende Schicksal eines Trappers in den Urwäldern des Nordens von Amerika, dem der Mut zum Bekenntnis fehlte und der an dem ungelagten Wort innerlich zugrundegeht. Mumelter, der sich als starker Gestalter von Charakteren erweisen hat, hat hier eine erschütternde Figur geschaffen.

Wir fuhren schon vier Tage den Fluß herunter, und jeden Abend schlugen wir unser Zelt auf. Nan konnte die ersten Nächte schlecht schlafen, sie fürchtete sich etwas und schreckte von den Geräuschen im Wald auf. Alle möglichen Tiere schlichen um unser Zelt und wir hörten oft merkwürdige Schreie. Aber sie gewöhnte sich daran, es war nur zu neu für sie. Manchmal schoß ich vom Boot aus auf ein Wild, das am Ufer stand, aber wir konnten nicht viel damit anfangen, höchstens ein Stück heraus schneiden und des Abends braten. Edgar hatte Fische bei sich, aber auch dafür hatten wir wenig Verwendung, weil wir unter Tags uns keine Zeit ließen.



Schönheit der Technik

Die Hängebrücke über den Avon-Fluß bei Bristol (England)

Wir sahen die ganze Zeit kaum jemanden, nur ein paar Trapper und Indianer, die uns vom Ufer zuwinkten. Aber wir hatten sehr gutes Wetter, nur waren Wasser und Luft schon ziemlich kalt. Es war September. Mittags badeten wir zwar noch immer. Unsere Stimmung war ausgezeichnet, und dieses Leben gefiel uns. Wir sahen nichts als Wälder und dahinter Berge, und wenn wir in unseren zwei Booten hintereinander herfuhr, riefen wir uns manchmal laut etwas zu, nur um diese Stille zu erschrecken. Wir brauchten auch sehr selten zu rudern, weil wir sehr schöne und oft reizende Strömung hatten.

Dann aber hatten wir Pech. Mein Boot kenterte, mußten an einer Klippe aufgerannt sein, denn wir schlugen ganz plötzlich um. Edgar und Lilian, die in ihrem Kanu hinter uns herkamen, nahmen eine andere Rinne zwischen den Felsen und kamen gut durch. Ich sah, daß Nan das Boot verloren hatte und abschwamm, da ließ auch ich unser Kanu los und hielt mich zu ihr, bis uns Edgars Boot zu Hilfe kam und Nan sich daran halten konnte. So hielten wir uns. Wir ließen die Frauen dort, und Edgar und ich machten uns sogleich auf die Suche nach dem abtreibenden Boot, wir ruderten aus Leibeskräften und wirklich fingen wir es ungefähr zwei Meilen flussaufwärts, auch eines der Ruder und ein paar Sachen fischten wir noch aus dem Wasser. Die Strömung war in diesem Teil sehr matt, so daß wir durch starkes Rudern viel aufholen konnten.

Ein Stück oberhalb der Stelle, wo wir ans Ufer gingen, hatten wir eine Trapperhütte entdeckt, wir beschloßen dort zu hinarbeiten und die Boote dorthin zu tragen. Ans Weiterfahren war sowieso für diesen Tag nicht zu denken, denn unser Kanu hatte wirklich ein Leck. Wie wir das flieden würden, wußten wir noch nicht, denn unser ganzes Reparaturzeug und viele andere Sachen, die in meinem Boot verstaubt waren, fehlten. Auch ein Teil des Proviantes, mein Gewehr und Verschiedenes. Wir trugen vorerst Edgars Boot bis zur Hütte. Es war niemand dort und die Türe verschlossen. Edgar sagte, er ginge jetzt Lilian und Nan holen und ich solle mich in-

dessen trocken, später wollten wir mein Boot her schaffen und dann weiter sehen. Wir machten uns nichts aus unserem Mißgeschick und lachten darüber. Als Edgar gegangen war, lief ich nackt umher und sammelte Holz zu einem Feuer, ich wollte einen schönen Lunch bereit machen, bis sie kämen. Auch der Mann mußte doch einmal wiederkommen und hatte sicher in seiner Hütte alles mögliche zur Hand um uns zu helfen, das Boot wieder flottzutreiben. Schlimmstenfalls konnten wir auch einbrechen. Ich spürte aber deutlich einen Geruch verbrannten Holzes in der Nase, wahrscheinlich kam der Mann spätestens gegen Abend zurück. Es war jetzt Mittag vorbei.

Nach dem Lunch holten wir das zweite Boot, und als wir damit zurückkamen, sah der Mann bereits bei den Frauen vor dem Blockhaus draußen und auch ein kleiner, dackelartiger Hund war da, der Rill hieß und uns fürchterlich anbellte. Wir begrüßten den Mann, und unser erster seltsamer Eindruck war, daß er ein Holzbein hatte. Auch sonst sah er merkwürdig und ziemlich verwildert aus, sein Kopfhaar war ganz weiß, aber seine überaus buschigen Augenbrauen und Barthaare noch

„Was waren Sie denn drüben?“ fragte Edgar.
„Fischer. Aber manchmal fuhren wir über Winter auf die Pelztierjagd nach dem Norden.“

„Staal“, sagte Nan, um ihn endlich zum Trinken zu bewegen. Der Mann sah sie plötzlich an. Ich sah seine eisblauen Augen sich plötzlich wie verdichten.

„Staal“, sagte er und machte einen Schluck aus dem Becher.

„Wir sind auch von drüben“, sagte Nan lächelnd. Jetzt musterte er uns alle der Reihe nach.

„Nur meine Frau und ich. Wir sind Deutsche“, erklärte ich.

„Aber wir haben auch Freunde in Norwegen“, sagte Nan.

Ich sagte auf norwegisch: „Ich war zweimal bis Dront-heim, Norwegen ist sehr schön.“

„Ja, es ist sehr schön“, sagte der Mann.

Edgar und Lilian machten sich daran, unser Zelt für die Nacht aufzuschlagen. Das machten immer sie, sehr flott und gut, sie waren es gewohnt, weil sie sehr viel Kanutouren machten und das Zelt war ihres. Wir sahen zu, auch den Mann interessierte das sehr. Nan schenkte ihm wieder Rum nach. Wir hatten wohl unsere Absichten damit.

„Den haben wir von drüben mit“, sagte Nan.

„Verdammt gut. Hier zählt man es nicht“, sagte er.

„Trinken Sie sonst nie?“ fragte Nan.

„Nein, im Winter manchmal.“

„Ist das nicht schrecklich?“

„Es gibt Schrecklicheres“, lächelte der Mann.

„Sind Sie immer allein hier?“

„O ja, manchmal kommt einer vorbei, auch Boote manchmal und Fische im Frühjahr.“

„Aber die anderen Trapper leben doch nicht so allein?“

„Sicher.“

„Warum haben Sie nicht geheiratet?“

„Ich war verheiratet.“

„Drüben?“

„Ja, drüben.“

Nan gab sich vergebliche Mühe. Es wurde immer mehr Abend und sehr kühl. Das Rauschen des Flusses nahm für unser Ohr zu, man vernahm gleichsam plätschernd das Ziehen der Wasser in der Stille. Die Wälder zur anderen Seite blickten sich in tiefen Farben gegen den gelblichen Himmel. Die Wasservögel schrien jetzt lauter.

„Reht Ihre Frau noch?“ fragte Nan.

„Ich weiß nicht.“

Ich sagte: „In zwei Wochen fahren wir wieder hinüber. Können wir für Sie etwas tun?“

„Es ist nichts zu tun“, antwortete der Mann kurz. Er trank den Becher aus und reichte ihn Nan. Dann bat er mich um Tabak für die Pfeife. Anscheinend aber hatte ihm der Rum schon doch etwas zugeföhrt, ich bemerkte, wie es in seinem Gesicht irrlüchelte.

Während er seine Pfeife stopfte, sah ich nur seine buschigen Augenbögen.

Edgar und Lilian waren jetzt mit ihrer Arbeit fertig und kamen heran.



Elch-Zwillinge

Im Berliner Zoo kam ein Elch-Zwillingpaar zur Welt. Die Geburt von Elch-Kälbern in einem Tierpark stellt eine große Seltenheit dar.

„Es ist kalt“, sagte Nan, und schüttelte sich.

Wir machten kein Feuer wie sonst an, sondern gingen bald alle in die Hütte, und Nan machte dort im Herd Feuer. Wir stellten unseren Teetisch auf. Der Mann wollte uns unbedingt etwas zum Essen vorsetzen, er habe Fische draußen in einem Wasserloch. Wir schätzten, daß wir immer noch genügend Proviant für die beiden Tagesreisen flussaufwärts hatten und luden den Mann ein, mit uns zu essen. Lilian machte sich am Herd zu schaffen, sie war unter Koch und verstand die Sache weit besser als Nan. Wir tranken Tee und rauchten unsere Pfeifen rund um den kleinen Wandtisch. Der Alte und ich saßen auf der Bettstelle. Draußen dämmerte es. Wir waren eigentlich sehr stumm. Die merkwürdige Verhaltenheit des Mannes spannte auch uns. Wir hörten dem Feuer im Herd zu. Edgar nahm eines der alten Magazine vom Regal und blätterte darin. Ich hörte den Atem des Mannes, er schnaufte wie in innerer Erregung. Nan machte auf Deutsch ein paar Bemerkungen zu mir. Dann sprachen Edgar und Nan etwas miteinander. Plötzlich stieß das Holzbein am Boden auf, der Alte erhob sich und entzündete die Petroleumlampe über dem Tisch. Ein Qualm von Tabakrauch stand im Raum. Der Mann drehte sich wieder zu mir und sagte ganz nahe, leise und mit stoßender Stimme: „Wollen Sie etwas für mich tun?“

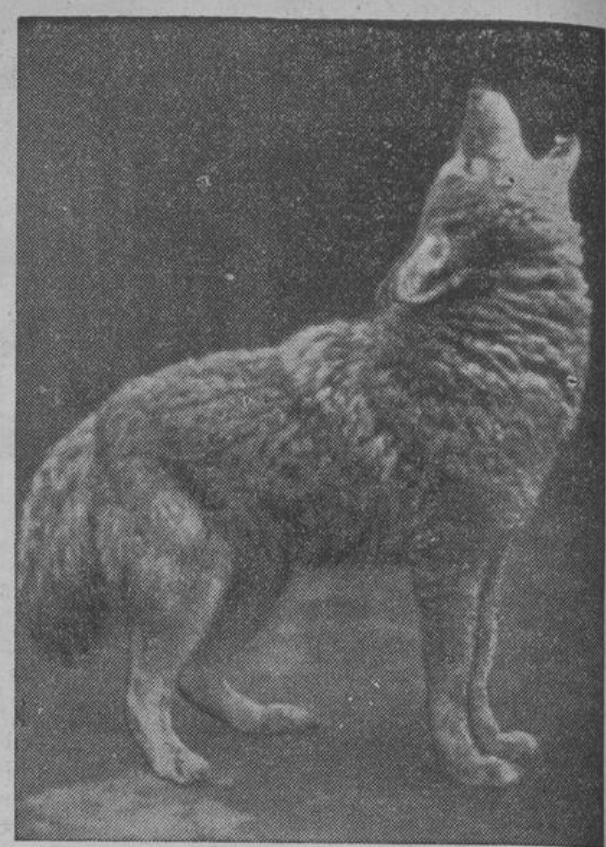
Ich nickte.

„Kommen Sie“, sagte er.

Ich folgte ihm hinaus. Bei der Tür nahm er eine Blechlaterne von einem Nagel an der Wand. Das verwunderte mich einigermaßen. Draußen blieb er stehen und entzündete die Kerze in der Laterne. Ich sah, daß seine Hände zitterten. Es war nun fast schon ganz finster, und die Baumgruppen still und schwarz. Ich hörte das Wasser fließen. Er reichte mir die Laterne.

„Sie verstehen etwas norwegisch?“ fragte er.

„Etwas, ja.“



Heulender Wolf

Er zog eine Art Notizbuch aus seiner inneren Toppen-tasche. „Ich trage dies sechzehn Jahre hier“, sagte er auf norwegisch und mit einer Erschütterung in der Stimme, die ich nicht vergeße. „Sie sind der erste Mensch, der es sieht. Ich bitte Sie, schicken Sie dies, wenn Sie drüben sind, an Katrin Peter und schreiben Sie dazu, daß ich tot sei. Die Adresse steht hinten.“

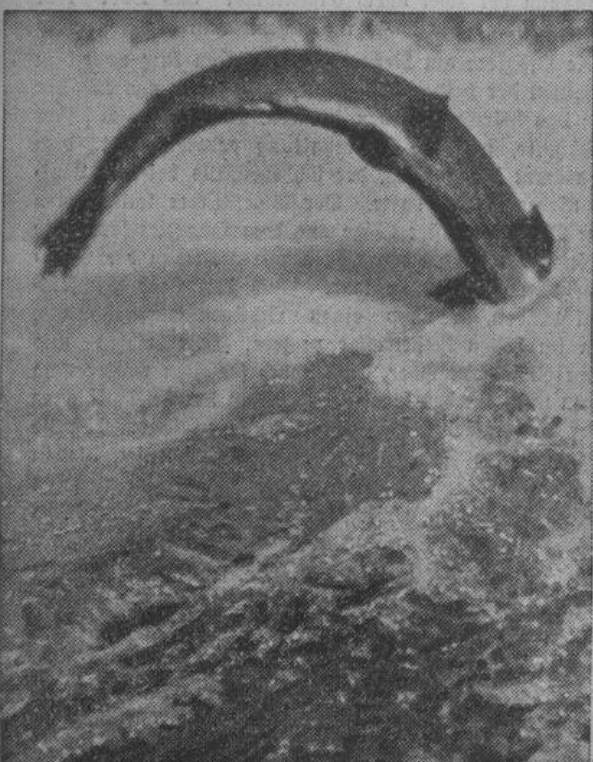
Ich starrte in seine plötzlich mächtigen Augen.

„Sie tun es, wenn Sie dies gelesen haben und wenn ich alles gesagt habe“, sagte er.

Ich hielt das Ding in der Hand und wußte nicht, was damit anfangen.

„Gehen Sie dort ins Zelt und lesen Sie. Ich sehe nach den Fellen“, sagte er mit einer erregten Bestimmtheit und drehte mir bereits den Rücken.

Ich war natürlich zu neugierig um es es nicht zu tun und kroch mit der Laterne ins Zelt. Ich fand meine Verbannung zuerst sehr komisch, und als Edgar später herauskam und mich so entdeckte, schickte ich ihn sogleich wieder hinein und bat ihn, auch Nan zu bitten, uns in Ruhe zu lassen, ich würde ihnen später alles erzählen. Das Büchlein, ein richtig altnordisches Notizbuch, war in seinem guten Zustand mehr, die Seiten vergilbt und die Schrift fast erloschen und außerdem unregelmäßig. Es wurde mir sehr schwer, alles zu entziffern und überhaupt zu verstehen, aber ich las fieberhaft und alsbald wie hellwach. Ich habe später einen kleinen Auszug daraus mir abgeschrieben und gebe ihn wieder. Das Tagebuch



Springende Forelle im Gebirgsbach

Warum er dann nicht gleich in der Stadt bleibe? fragte Edgar. „Ich habe dort niemanden. Und ich liebe die Wälder mehr“, antwortete er.

„Warum versuchen Sie nicht heimzukommen?“ fragte Nan.

„Das ist vorbei.“

„Haben Sie nicht Heimweh?“

„Jetzt nicht mehr.“

Hinter dem Mann steckte etwas, Geheimnisvolles und Verrücktes.

Wir machten uns daran, unser Kanu in Stand zu setzen, und der Alte half uns sehr, er schlug vor, ein Stück frischer Birkenrinde über das Leck zu nageln. Er holte das Rindenstück selbst aus dem Wald und dann Nägel und Hammer aus der Hütte. Wir wunderten uns, wie gut er gehen konnte, er stützte sich nur leicht auf einen Stiel mit einem natürlichen Astnoten als Griff. Den Stiel hatte er beständig an einem Lederriemen am Handgelenk hängen, auch wenn er mit der Hand beschäftigt war; er machte die Sache sehr geschickt. Mittels einer Masse aus Harz und allem Möglichen, die er anscheinend selbst für sein Boot benutzte, dichteten wir die Ränder und dann erprobten wir den Erfolg im Wasser. Das Boot hielt nun wirklich dicht.

Wir suchten unsere Rumflasche hervor. Der Mann besah sich die Etikette und nickte. Er ließ sich nicht bitten.

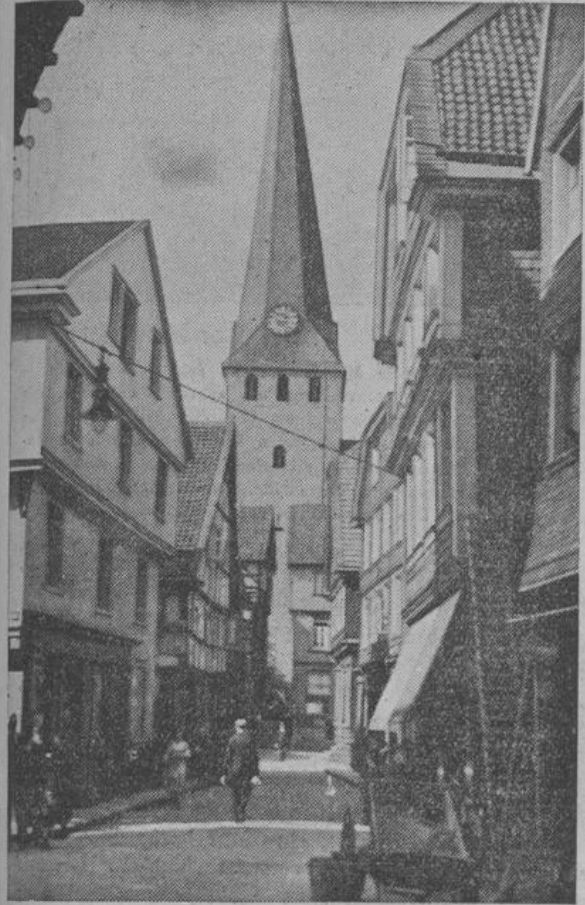
„Ihr Nordländer trinkt ja so Zeugs mächtig“, sagte Nan.

(Schluß folgt).

WOCHENEND

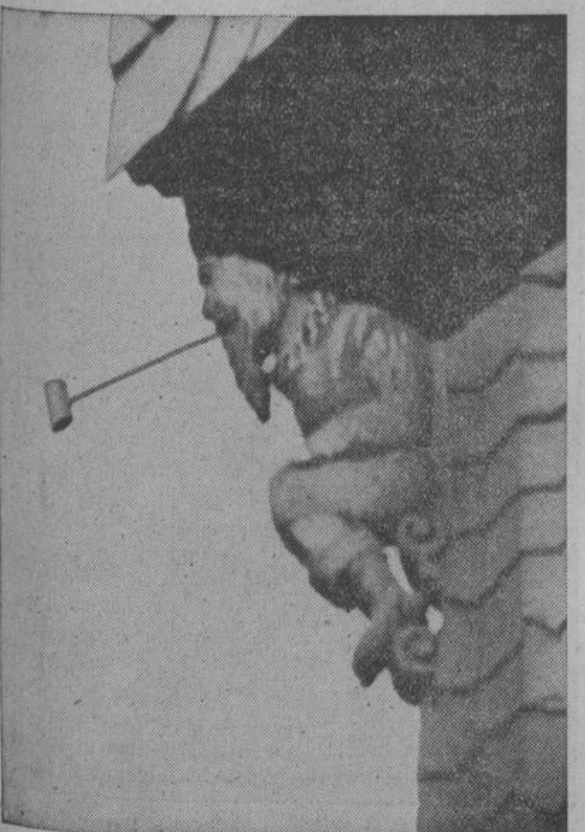
Hattingen an der Ruhr.

Das Ruhrtal ist reich an freundlichen Orten, in denen aller Rastlosigkeit unserer Zeit zum Trost, die auch vor ihren Toren nicht Halt machte, die Zeit stillzustehen scheint. Die Kreisstadt Hattingen, die früher zum Landkreis Bochum gehörte, aus dem später der heute zum Ennepe-Ruhrkreis gehörende Landkreis Hattingen herausgelöst wurde, ist so eine Stadt, die sich heute noch den Charakter jener Zeit bewahrt hat, da ihre Bürger noch in der Hauptsache vom Ertrage ihrer vor den Toren der Stadt



Blick auf die Stadtkirche

legenden Acker lebten. Und das, obwohl ein gewaltiges Hüttenwerk, das in guten Zeiten gegen 5000 Arbeiter beschäftigt, dicht vor den Toren Hattingens liegt und aus dunklen Kaminen den Odem seiner Unkraft in die Gegend bläst. Aber wenn auch neue Stadtviertel, von der gleichen Ziellosigkeit erbaut, mit der solche Viertel bis vor zwei Jahrzehnten überall gebaut wurden, rund um den alten Stadtkern entstanden sind, dieser Stadtkern ist sich durch die Jahrhunderte gleich geblieben. Noch ragt der schiefe Turm der Stadtkirche über die Innenstadt hinweg und auf den Kirchplatz, der früher mal als Begräbnisplatz diente und sicher wie der Kirchplatz zu Werne, dem er in seiner ganzen Anlage ähnlich ist, als Zufluchtsort in Kriegszeiten benutzt wurde, führen heute wie je die fünf Torbögen, die den Kirchplatz von der übrigen Stadt abgrenzen. Die alte Stadtmauer, die erst 1586 um den Ort gezogen und im Dreißigjährigen Kriege zerstört wurde, besteht noch zum Teil und erinnert an die Kämpfe der Vergangenheit. Aber auch an den Wohlstand der alten Hansestadt, die unter dem Namen Hatneggen schon früh bekannt wurde, werden wir durch manches Bürgerhaus, dessen kunstvoll geschnitztes Fachwerk heute noch eine Fierde der Stadt ist, erinnert. Noch steht das 1576 errichtete Rathaus, dessen Torbogen früher als Eingang zu den Markthallen diente. Auch die Zellentüren des Rathstättchens, wie man hier das Polizeigefängnis nennt, sind noch zu sehen. Im übrigen hat man aus dem Rathaus heute ein Museum gemacht, das leider nur Sonntags geöffnet ist, so daß mancher, der die interessanten Sammlungen, die hier bewahrt werden, gerne sehen möchte, ununterrichteter Dinge umfahren muß. Aber doch nur den Teil zu sehen bekommt, der in den Hausfluren und im oberen Stockwerk aufgestellt ist. Hier wohnt eine freundliche Frau, die in einem Räume des Museums nachmittags ihre Zeitung liest und gerne duldet, daß man unterdessen die Geschichte der Leuchte, wie sie hier an



Das Pfeifenmännchen am Trarbacher Hof

Beispielen zusammengebracht wurde, studiert. Wer mehr Interesse zeigt, dem erklärt sie wohl auch, ohne dazu verpflichtet zu sein, wie sie betont, die Verfeinerung eines Krebess, die man hier aufbewahrt. Auch von der alten Geldtruhe, die man vor kurzem herangeschleppt hat, weiß sie zu erzählen. Aber es ist eben zu bedauern, daß sie keinen Schlüssel hat von dem übrigen Teil des Museums, sonst würde sie dem Besucher, der sich wochentags zu ihr herauf verläßt, wohl auch den übrigen Teil der Sammlungen zeigen.

Vor dem Museum, das also früher ein Rathaus war, steht heute wie je die alte Viehwage, deren Standsbalken vor einigen Jahren erneuert wurde. Natürlich werden die Schweine Hattingens heute nicht mehr auf einer so primitiven Balkenwaage gewogen, man hat sie nur als Erinnerung an die Vergangenheit wieder aufgestellt, so wie man im Mittelgang des alten Rathauses eine Reihe alter Zierbalken aufgehängt hat, die früher über dem Eingang zu Hattinger Bürgerhäusern sich befanden.

Nimmt man sich die Zeit und verweilt ein wenig auf dem Untermarkt, der durch den Torbogen des alten Rathauses mit dem Kirchplatz verbunden ist, so hat man Ge-



Schieferhäuschen am Kirchplatz

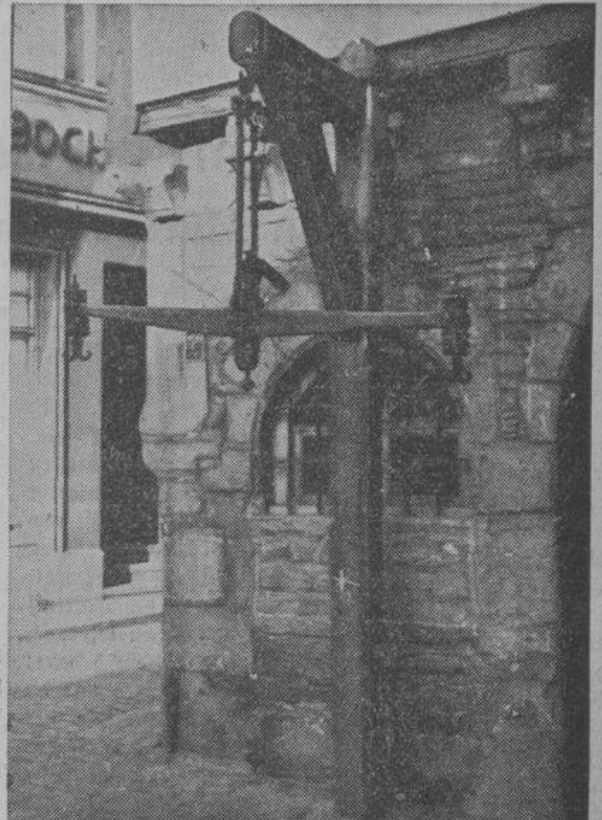


Fachwerkhäuser an der Ecke Johannesstraße

legenheit, die geruchlosen Bewohner dieses Platzes hinter den Fenstern ihrer Schieferhäuschen sitzen zu sehen, von wo sie interessiert auf das Leben blicken, das die Straßen auch dieser Stadt erfüllt, die sich bemüht, den Rärm anderer Städte wenigstens durch intensives Fahrradklingeln nachzuahmen. Frauen stehen da und dort in Gruppen beisammen und bereden die nicht allzu sensationellen Tagesereignisse der Stadt. Ein geschmackvoll angeordneter Brunnen, über dem das Laub eines alten Baumes sich wiegt, raunt in den Abend hinein. Mit ein wenig Phantasie können wir uns leicht die Menschen hinzudenken, die früher einmal Bewohner dieses freundlichen Stadtviertels waren. Ihr Sinn stand nicht nach den Aufregungen der Kinos, die heute mit großen Plakaten ihre Sensationen ankündigen. Statt dessen erzählten sie sich wohl Geschichten wie diese, die wir unter dem Vorlage Gebr. Lenjing erschienenen Ruhrtafeln A. Bahlmanns fanden und die auch heute noch unter „Bemischtes“ ihren Platz unter den Tagesneuigkeiten finden könnten:

Als sich in Hattingen einmal ein frommer Kaufmann gerade mit den Seinigen zum Abendessen hingelegt hatte und das Tischgebet sprach, öffnete sich plötzlich die Sturkür und ein großes weißes Gespenst stand in ferkengerader Haltung vor dem Eingang. Trotz des Schredens, der sich seiner bemächtigte, fuhr er zu beten fort, wohl meinent, den Spuk dadurch um so eher zu verschrecken. Doch dieser weicht nicht von der Stelle und der Hausherr faßt sich endlich ein Herz und fragt: „Was ist dem Geist sein Begehrt?“, worauf ihm die Antwort wird: „Bete noch ein paar Vaterunser!“ Kurz vor deren Beendigung dreht sich die Erscheinung langsam um und verschwindet. Dem Kaufmann wirds aber doch höchst unheimlich zumute; endlich steht er auf, durchstöbert das ganze Haus und macht zu seiner nicht geringen Verwunderung die Entdeckung, daß — alles Geld aus der Ledertasche verschwunden ist.

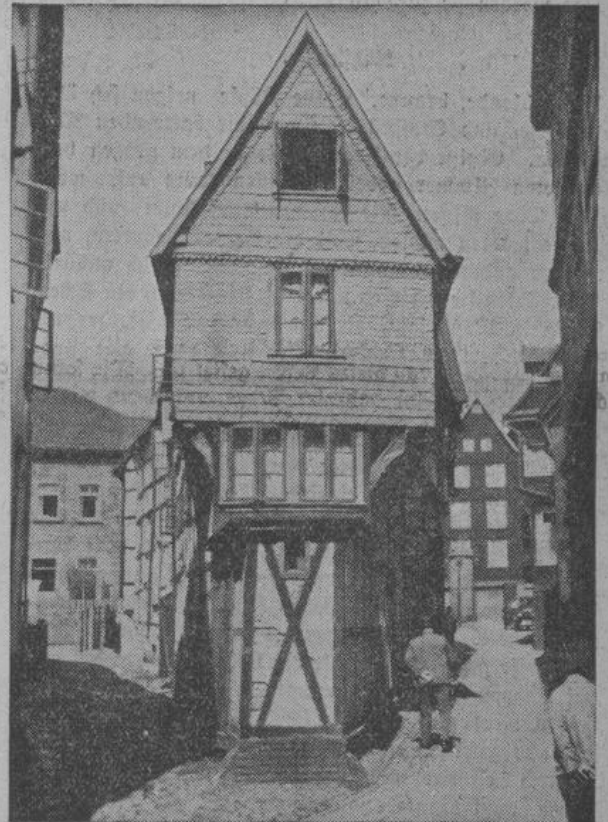
Auch von einer Heze, die zu Hattingen gefangen saß und auf dem Kirchplatz der Stadt, im sogenannten Hagenbude, den Flammen überliefert wurde, erzählt eine Sage. Da war ein junger kräftiger Müllerjunge, der eines Tages in der Rauenbäcker Mühle, in der vorher keiner mahlen wollte, weil es da nicht ganz geheuer war, seinen Dienst antrat, obwohl der Müller, der ehrlich war, ihm die Ursache der unfreiwilligen Ruhe, die bisher in der Mühle vorherrschte, nicht verschwie. Der Müllerjunge jedoch setzte furchtlos das Mahlwerk in Gang und blieb die ganze Nacht hindurch bei seiner Arbeit. Neben sich hatte er ein scharfgeschliffenes Messer liegen, mit dem er sich zu wehren gedachte, wenn irgend ein Spuk ihm zu nahe treten sollte. Stunden waren schon vergangen, da öffnete sich plötzlich die Türe und eine fast menschengroße Kake schlich herein, die fauchend ihre Pfoten zum Schläge erhob. Ein Hieb mit dem Messer — und eine der Pfoten fällt auf den Boden. Das Antier selbst jedoch ist verschwunden. Mit Grauen erkennt der Burche in dem zurückgebliebenen Gliede eine Menschenhand, und er ist froh, als der Morgen graut und der Müller sich einstellt. Gespannt erkundigt dieser sich, ob denn kein Gespenst gekommen, worauf ihm der Müllerbursch erzählt, was sich ereignet, und hinweist auf die mit silbernem Ringe geschmückte Hand. Raum ihrer anständig geworden, sinkt der Müller — der in dem Ring den Trauring seiner Gattin erkennt — wie vom Blitz getroffen, zur Erde, und statt der zur Hilfeleistung herbeigerufenen Müllerin erscheint die Magd, weil die Müllerin krank im Bette liegt. Dem Müller ist nicht mehr zu helfen, die rothaarige Stattdie



Die Viehwage vor dem alten Rathaus

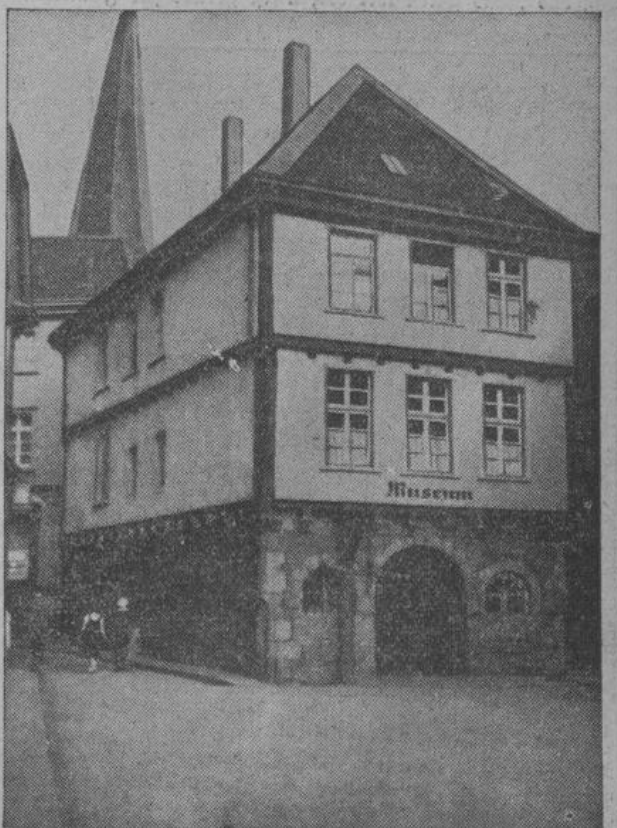
tingen. Ein Kaufmann Böding vertrieb um 1619 die von Hattinger und Gräfrather Schmieden hergestellten Eisen- und Stahlwaren auf den Messen zu Frankfurt und Worms. Hattingen zählte zu dem königlichen Bezirk der Hanfa und sein Handel war so stark, daß ein eigenes Stadtviertel der Kaufleute, das sogenannte Krämersdorf, im Orte entstand, an das heute noch ein Straßennamen erinnert.

Um 1700 trat Witten mit Hattingen in Wettbewerb, doch war der Kornhandel Hattingens um diese Zeit noch bedeutend, der Handel mit Blei, behauenen Steinen und Steinkohlen, die in den benachbarten Zechen zutage ge-



Am Haldenplatz

fördert wurde, begann sich um diese Zeit zu beleben und der Stadt Erlatz zu bieten für die Waren, die sich auf andere Märkte verzogen. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts bildete die Herstellung grober und feiner Wollentücher die Hauptnahrung der Stadt. 30 Jahre später allerdings ist der Betrieb der Wollmanufakturen bereits im Rückgang, dafür wirft um diese Zeit die Kohlenverfrachtung auf der schiffbar gemachten Ruhr höhere Gewinne ab. Wieder hundert Jahre später erhebt sich auf Hattinger Grund und Boden die Heinrichshütte, die bis in unsere Tage hinein der Stadt ihren äußeren Charakter und ihr wirtschaftliches Rückgrat gibt.



Das als Museum dienende alte Rathaus a. d. Jahre 1576

Brot und Butter

Mütter lernen basteln, nähen, kochen Blick in Mütterschulungskurse des KDF

Bastelnachmittag.

Ein Korb Kartoffeln steht auf dem Tisch des kleinen Zimmers, bunte Kreide, Stednadeln, Buntpapier liegen da, Lappen und Lappchen aus dem Kistenkasten. Ein Puppentheater soll hergestellt werden, aus Kartoffeln. Die Frauen sitzen etwas links vor den Sachen, betasten sie und sehen mit erstaunten Augen der jungen Leiterin zu, die mit ihrem Küchenmesser ein richtiges Gesicht aus einer Kartoffel herausholt. Und als die geschickten Finger ein gepupptes Lappchen um das blasser Schruppelgesicht schlingen, raunen sie: „Das ist ja eine Großmutter! Das sollen wir auch können? So etwas haben wir noch nie gemacht!“ Gleich gefasst sich jedoch der Wunsch dazu: „Wenn wir das doch verstanden! Was könnten wir da an langen Regenabenden schon mit den Kindern spielen!“

Eine junge Frau saß zuerst Mut, sie sah das Messer an eine der Kartoffeln an, ein wenig so, als wenn sie sie eben nur schälen wollte. Sie versuchte es noch einmal und noch einmal und dann bei der dritten Kartoffel, gelang ihr schon ein richtiges Gesicht. Nun bekommen auch die älteren Frauen Mut. Bald sind sie alle ganz gefangen von der neuen Arbeit, in deren Verlauf unter ihren Händen ein Bischof entsteht mit einem mächtigen weißen Bart aus Watte und einer Mitra aus Goldpapier, ein schwarz angemalter Teufel mit drohend geschwungenen Hörnern, aus Kartoffelschalen geschnitten, ein alter Lehrer mit Brille und Stod. Immer wieder raunen sie darüber, wie ein einziger Schnitt den Ausdruck des ganzen, scheinbar schon fertigen Gesichtes verändern kann. Die Mütter betrachten die eigene Arbeit, aber auch die der anderen, denn jede will daheim selbst möglichst viele Figuren herstellen können. Was für ein feines Puppentheater werden sie zurechtbasteln!

Nähtunde.

Viele blonde, braune, graue Köpfe neigen sich über die Nähmaschine und Stoffstücke, über die ratternden Nähmaschinen. Einige der Frauen, die in dem großen hellbeleuchteten Zimmer arbeiten, blicken kaum auf, wenn sich die Nadel bewegt. Sie sprechen auch kaum und nur wenn sie warten müssen, weil die Gewerbetätige, noch mit einer anderen beschäftigt, sie nicht gleich anheben kann, erzählen sie sich dies und das, flüstern auch ein Scherz auf. „Mein Mann sagt, wir kämen doch bloß hierher, um zu quatschen...!“ Gelächter. Wie fleißig sie alle sind! Freilich, ein wenig reden müssen sie miteinander schon können. Manche Sorge, mancher Kummer, mancher Kummer findet da Worte. „Der Kufus ist meine einzige Abwechslung“, sagt eine Mutter von fünf Kindern, und sie fügt leiser hinzu: „meine einzige Erholung.“ Die meisten Gesichter verraten ein schweres Leben, fast alle Frauen hier in diesem vom katholischen Frauenbund zur Verfügung gestellten Raum haben arbeitslose Männer, nichts als nur sehr wenig verdienen Kinder. „Früher konnten sie mehr Sachen anfertigen, es wurden mehr Kleider, mehr Stoffe gestiftet“, erzählt die Leiterin, „jetzt soll aus jedem Lappen noch etwas werden. Aus alten Röcken entstehen Kindermäntel, aus schadhafte Westen Knabenhosen, aus zwei Paar durchlöcherter Strümpfen machen wir noch einmal ein ganzes Paar! Mit ruhendem Glauben, man könnte aus dem kleinsten Stoffrest wenigstens noch eine Kinderbluse machen, bringen sie ihre kleinen Vorräte hierher.“ Ah, wie sie alle sitzen und nähen, geborgen in der Traulichkeit dieser zwei Abendstunden, die in ihr notbeengtes Leben ein wenig Licht, Anregung, menschliche Wärme bringen. Keiner möchte sie missen! Da sitzen Frauen, die sehr behende heften, nähen, die nur die Anleitung brauchen, die Hilfe beim Zuschneiden. Andere, unbeholfener müssen wieder bei jedem Saum, jeder Biegung, jedem Schrägstreifen fragen. Aber wie emsig alle lernen!

Kochen, backen

Kochkurse, Backkurse! Die haben die Frauen mit am liebsten“, erzählt mir eine der Leiterinnen. „Sagen sie mir, wie begierig sie sind, etwas Neues zu erfahren? Ah, das, was sollen wir kochen? ist gerade für Familien



Kleines Nachmittagskleid

An wärmigen Tagen wirkt das elegante Seidenkleid, blauweiß gemustert, besonders frisch. Fein plissierter Glasbatist bildet die hübschen Ärmelstulpen und die dekorative Ansteckblume. Dazu werden ein großrandiger Hut und weiße Stulphandschuhe getragen.

mit kleinem und kleinstem Einkommen eine schwierige Frage! Bei dem letzten Backkursus hatten wir eine richtige Arbeitsgemeinschaft. Die Frauen gaben aus ihren eigenen praktischen Erfahrungen Ratsschlüsse dazu, hörten dann wieder aufmerksam auf, wenn ihnen etwas Neues gezeigt wurde. Manche schreiben die Rezepte gleich mit, andere stellen Fragen, müssen, besonders wenn sie bis vor kurzem im Erwerbsleben standen, in allem erst unterwiesen werden.“

... und ein Gespräch ...

„Wie lange wir schon eine Mütterschulung haben? Seit Jahren! Hier, aus dieser kleinen Broschüre des KDF sehen Sie, daß die Sorge für die Mütter dem Bund seit seiner Gründung am Herzen lag. Den Frauen mußte nicht nur das für ihre Alltagsaufgaben notwendige Rüstzeug mitgegeben werden, ihre Kraft zur Hingabe an die Familie mußte vor allem geweckt werden. Und da die Frauen nicht nur wirtschaftliche, sondern auch geistige, pädagogische, kulturelle und religiöse Aufgaben in der Familie haben, so schulte der Frauenbund die



Unsere Kleinen und die Mode

Auch die Kinder verlangen ihr modisches Recht! Sie sehen an den Freunden und Gespielinnen, daß helle Farben, Stidereien und sonstige Merkmale im Sommer wichtig sind, und schon muß Mutti ihr Augenmerk darauf lenken, sonst gibt's Tränen und Unzufriedenheit. Nun, Mutti kommt ihnen sehr entgegen, denn ihr liegt viel daran, ihre Trabanten recht adrett und hübsch herumlaufen zu lassen. Da scheut sie keine Mühe, und wenn der Tag nicht ausreicht, nimmt sie die Nacht zu Hilfe, um all die Kleider, Höschen und Mäntel neu zu schneiden oder zu modernisieren.

Reizend ist das Batistkleid mit Smootarbeit. Es ist so einfach und doch so kleidlich durch diese klassische Handarbeit und durch die kleinen Volant-Aermel.

Wie kleide ich mich richtig?

Ungeschriebene Mode-Gesetze

„Eise, hast Du mein Neues schon gesehen, guck doch mal, wie ich dir darin gefalle?“

Kritisch betrachte ich das Werk und seine Trägerin und, weil ich die Freude nicht verderben will, sage ich mit liebenswürdiger Falschheit: nett. Aber ich nehme mir vor, in einer passenden Stunde Aufklärungsarbeit zu verrichten. Ich fand Grete schrecklich und hätte gar nicht gemerkt, daß es sich um ein „Neues“ handelte. Unverstanden bauschte es sich um ihre Körperformen, unterstrich an den falschen Stellen, war viel zu kurz, und das Material zu billig, um jemals ein wertbeständiges Kleidungsstück zu sein. Davon hatte sie nun ein reichliches halbes Duzend im Schrank. Wenn man bedenkt, daß jedes 15 bis 20 Mark Arbeitslohn kostet oder daß tagelang Schneiderei im Hause war und doch nichts Richtiges anzuziehen hat, wird man einsehen, daß Grundfehler vorliegen müssen.

Leider gibt es viele von diesen Greten, die nicht weitersehen können, wenn sie irgendwo in der Auslage einen reizenden Stoff entdecken. Ihnen soll geholfen werden. Sie müssen lernen, worauf es ankommt. Man muß mitberechnen, daß man gelegentlich eine Reise machen muß oder möchte, daß man eingeladen wird oder an den Strand kommt, man muß daher seine Kleidung nach diesen Gesichtspunkten praktisch und hübsch zusammenstellen.

Die Städterin hat genau wie die Landbewohnerin ihre eigenen Gesetze, denen sie gerecht werden muß. Es

Mütter nicht nur durch praktische Unterweisungen im Kochen und Schneidern oder in der Wohnungspflege, sondern es gab in den verschiedensten Teilen Deutschlands auch Kranken- und Säuglingspflegerkurse, Aufklärung über vorbeugende Maßnahmen, über Grundbegriffe der Hygiene, über alle Fragen der Erziehung.“

Auf dem stillen Heimweg durch die Großstadtstraßen sprachen wir dann noch davon, wie heute endlich die hier seit vielen Jahren gepflegten Ideen Gemeingut werden, welcher Wert auch allgemein wieder auf die heimischaffenden Kräfte der Frau gelegt wird. „Da schrieb neulich der Leiter des Amtes für Volkstum und Heimat, Werner Haverbeck, einen Artikel über die Selbstgestaltung des Heimes, einen Artikel, wie er noch vor acht Jahren in einer sich an die breitesten Massen richtenden Zeitung nicht möglich gewesen wäre.“ berichtete ich, „es war darin vom „familienverbindenden Charakter“ der selbstgeschaffenen, selbstgebastelten Gegenstände die Rede, vom Wert der Dinge, die „dem Einfluß der Maschine“ entzogen sind, von dem Anteil der Frau an der Gestaltung des Heimes und der Gestaltung des Lebens in der Familie, vom Wert der hingebenden Vorbereitung für ein häusliches Fest...“ „Das alles erfordert viel, viel Kleinarbeit“, antwortete die Leiterin, „wer mühte das besser als jene Frauen, die sich seit vielen Jahren darum mühen, in den Müttern des Volkes diese Kräfte und diese Fertigkeiten zu wecken, zu entwickeln? Es ist so vieles zu tun!“



Der Modestreifen

Das klare, ausdrucksvolle Muster regt zu sehr hübschen Streifenstellungen bei der Verarbeitung an, sportlich natürlich, mit schlank machender Längsanwendung für die Seitenteile. Die jumperartige Machart des abgebildeten Kleides zeigt eine besonders glückliche Lösung mit den schmalen Revers und dem quer gestreiften Einsatzeil, die einen kleidsamen viereckigen Ausschnitt umrahmen. Das Material ist matte, starkkrippige Seide.

Ein wichtiger Bestandteil ist das kurzärmelige Reinen- oder Batistkleid für heiße Tage.

Zwei Kopfbedeckungen genügen, da wohl jede Frau außerdem einige Kappen und Mützen besitzt, mit denen sie auswechseln kann. Diese kleinen Dinge striden und häßelt man gewöhnlich selber. Wenn man sie kauft, kosten sie auch nur wenig Geld. Sie braucht einen Glodenhut für die Wollschalen und eine weiche Form für das seidene Komplet.

Ein Paar braun-weiße, ein Paar berbe Schuhe, die Regen und schlechtes Wetter vertragen, und ein schwarzer Lack- oder Chevreau-Pumps, zwei Paar waschlederne und ein Paar schwarze Sandalschuhe, ein schwarzes und ein braunes Täschchen vervollständigen die Ausrüstung, in der sie sowohl daheim wie auf Reisen jede Prüfung bestehen kann.

Im Hause trägt sie ganz einfache, knöchellange, waschbare Kittelchen mit weißen Kragen, halblangen Ärmeln und einem Gürtel in der Taille. Sie machen wenig Arbeit und sind trotzdem so nett, daß man in ihnen auf den Markt und zum Einkauf gehen kann.

Selbstverständlich sollte es auch sein, daß man die guten Kleider sofort ablegt, wenn man nach Hause kommt, sie vom Staub reinigt, lüftet und erst dann in den Schrank zurückhängt.

Wer sich nach diesen Grundregeln richtet, braucht weder mehr Geld auszugeben, noch schädigt er Kaufleute und Schneidergewerbe, da sich Wertarbeit und Wertmaterial für drei Kleider, im Preise mit fünf, sechs „Kleidchen“ die Wage halten. Man hat selbst den Gewinn, daß man sich überall sehen lassen kann, und daß die eigene Sicherheit und das Lebensgefühl gestärkt werden.

Einem „Mehr“ und einem „Weniger“ steht natürlich nichts im Wege, das ist eine Sache der persönlichen Verhältnisse. Nur muß man sich in beiden Fällen davor hüten, ins „Kleiderkammer“ zu verfallen und vorher immer Sinn und Zweck und Verwertungsmöglichkeit berechnen.



Strandanzug

ist ein Irrtum zu glauben, sechs, sieben oder noch mehr Kleider besitzen zu müssen, um dem Abwechslungsbedürfnis der Nachbarn oder Freundinnen zu dienen. Es ist eine Kulturfrage, unsere Frauen so zu erziehen, daß sie ihre beste und artige Form entwickeln. Das ist keine Sache des Geldes, sondern des sicheren Geschmades.

Die Städterin — gleichviel ob sie in der Großstadt oder einer kleineren Stadt wohnt — braucht im Sommer ein knöchellanges, gemustertes oder gedecktes Seidenkleid mit ausknöpfbaren Ärmeln und Kückenteil und einen Dreiviertel-Mantel ohne Ärmel aus dem gleichen Material für Sonn- und Feiertage. An sehr heißen Nachmittagen werden Ärmel und Mantel entfernt und ein capeartiger Kragen bedeckt Schultern und Oberarme. Bei besonderen Anlässen, Tanzveranstaltungen, Einladungen, Theater usw., wird das Kückenteil und nach Bedarf auch die Ärmel herausgenommen. Der Ausschnitt macht den Anzug gesellschaftsfähig. Steckt man dazu einen Strauß frischer Blumen an die Schulter oder an die Brust, so darf man sicher sein, daß man auch zu größeren Gelegenheiten richtig angezogen ist.

Weiter braucht sie einen Mantel aus festem, sich nicht drückendem Wollstoff mit einem dazu passenden Rock, bitte nicht so kurz, und zwei Blusen. Vormittags ist sie mit Reinen oder Batist, streng geschlitten, gekleidet, nachmittags darf das Kleid weniger streng sein. Es sollte ein kleines Schößchen haben, damit man den Mantel jederzeit ablegen kann und das Gefühl hat, es kann nichts aus dem Rock herausrutschen. Sehr abwechslungsreich kann man diese Zusammenstellung machen, wenn man noch ein kurzes, Futter- und tragenses Wollschädelchen und ein paar bunte Schals hat.

Der Fahnenflüchtige

Von Carl Conrad

Vor wenigen Jahren starb in einem Landstädtchen nahe der französischen Grenze eine Frau, die man täglich um die Nachmittagsstunde hatte beobachten können, wie sie im Trauerkleide langsam und mit müden Schritten die Hauptstraße entlang und über die Brücke vor die Stadt ging, um auf einem kleinen Hügel oberhalb des Flusses zu verweilen. Der Ort war seltsam; es stand hier eine starke Feste, die gleichsam aus dem zerfallenden Gemäuer hervorgewachsen zu sein schien, das ihren Stamm umgab. Es handelte sich um die Fundamente und Ueberreste eines Wachturmes aus alter, wilder Zeit. Auf diesen Steinen also pflegte die schöne blonde Frau in dem düsteren Trauerkleid zu sitzen und unbeweglich auf das Städtchen zu blicken, das vor ihr lag. Hier wuchs prächtiges Gras und Weizen, und wo das alte Gemäuer begann, hatte sich Moos angelegt. Wenn die Dämmerung einbrach, erhob sich die einsame Frau wieder und ging den Hügel hinab der Stadt zu, und mancher wandte sich verstohlen nach ihr um, denn in ihrem bleichen Gesicht war eine so abgrundtiefe Trauer ausgeprägt, daß man im Innersten betroffen ward.

Von dieser Frau erzählte man sich, daß sie, ein starker, glühender Charakter, ihren Mann mehr geliebt hatte, als gemeinlich Frauen ihre Männer lieben, und daß dennoch die Liebe zum Vaterland mächtiger in ihr war.

Frau Beate legte sich an jenem Herbstabend des Jahres 1917 wie immer zeitig zu Bett, aber die Gedanken an ihren Mann und der Lärm der marschierenden Truppen und das Geräusch der schweren Lastwagen ließen sie nicht schlafen. Das Häuschen lag an der Landstraße, und wenn eine Motorkolonne vorüberfuhr, erzitterten die Fensterscheiben. Seit drei Wochen hielten die Franzosen die kleine Stadt besetzt und ebenso lange hatte Frau Beate keine Nachricht von ihrem Mann erhalten und konnte ihm auch nicht mehr schreiben. Trotzdem schrieb sie immer noch jeden Abend einen langen Brief für ihn, erzählte genau, wie sie den Tag verbracht und sammelte die Briefe, um sie ihm zuzufenden, sobald es wieder möglich sei. Oft, wenn sie aus den Bergen, wo die Front war, das Knattern der Maschinengewehre hörte, dachte sie, daß Franz jetzt vielleicht verwundet in irgendeinem Lazarett liege. Aber mehr wagte sie nicht zu denken. „Ich nehme ihm den Mut, wenn ich an Unglück denke“, sagte sie sich, „ich will doch, daß er mutig und tapfer ist, wie es sich für einen deutschen Soldaten gehört.“ Sie faltete die Hände. Und wieder hörte sie die Franzosen vorübermarschieren, und dann war es ihr, als habe jemand an das Schlafzimmerfenster geklopft, aber es konnte auch der Soldatenbusch sein, den der Wind bewegte. Oder sie bekam Einquartierung. Sie hielt den Atem an.

Jetzt war das Klopfen ganz deutlich zu hören. Frau Beate sprang aus dem Bett und trat an das Fenster. Im Schatten des Solanderbusches hockte ein Mann. Als er die Frau am Fenster sah, erhob er sich und drückte sein Gesicht gegen die Scheibe. „Franz!“ rief Beate und tief so, wie sie war, im Nachtgewand, an die Tür. Franz stand schon im Schatten der Türschwelle. Sein Kopf war fast von der Herbstnacht, aber sein Gesicht fühlte sich heiß an. „Mein Gott“, sagte Beate, immer noch in seinem Arm, „warum zitterst du so?“ Er antwortete nicht, machte sich frei und ging in das Wohnzimmer. Als er sah, daß sie das Licht andrehen wollte, sagte er: „Halt!“ und zog die Vorhänge zu. Dann sagte er: „Jetzt kommst du das Licht andrehen, Beate.“ Er setzte sich auf den Divan. Beate setzte sich neben ihn. „Bist du krank?“ fragte sie, „hast du Urlaub?“ „Nimm es mir nicht übel“, sagte er, „aber gib mir erst noch einen Kuß.“ Die Standuhr schlug zweimal. „Ich bin nicht krank“, sagte Franz, „ich konnte es einfach nicht mehr aushalten. Ich mußte dich sehen, Beate.“ Er faßte ihre beiden Hände. „Vor dem Feind gibt es keinen Urlaub.“ „Gibst es keinen Urlaub?“ „Sprach Beate mechanisch nach und Franz sah, wie sich ihre Lippen dabei entfärbten und wie ihr ganzes Gesicht weiß wurde. Da er nicht die Kraft hatte, sie weiterhin zu halten, ließ er ihre Hände los. Draußen fuhr ein schweres Gefährt vorüber. Franz fühlte den Boden unter seinen Füßen bebend. „Verstehtst du das Beate?“, fragte er nach, aber sie hatte sich vornübergebeugt, das Gesicht in den Händen. In den Bewegungen ihres Körpers sah er, daß sie weinte. Er wartete eine Weile, dann legte er vorsichtig seine Hand auf ihren Rücken. Beate sprang auf, und Franz hatte das Gefühl, eine völlige Fremde läge vor ihm. Ein ungeheurer Jörn schien ihre Augen in blanke Steine verwandelt zu haben, und jetzt plötzlich, wie sie ihn so anblickte, wurde ihm die Größe seines Verbrechens klar. „Mein Gott“, sagte er, „ich will es wieder gutmachen. Ich geh' sofort zu meiner Truppe zurück.“

„Wenn du das tust, will ich versuchen, diese Nacht zu vergessen“, sagte Beate. Franz stand auf. Er stand zwei Meter vor Beate und er mußte sich bücken, damit

er nicht an den Kronleuchter stieß. Franz fühlte, wie ihm am ganzen Leib der kalte Schweiß ausbrach. „Meine freiwillige Rückkehr und die Gründe für die Flucht werden entlastend wirken“, sagte er. Er sah, wie Beate durch das Zimmer ging und hörte ihre Schritte im Korridor und wie sie sich im Schlafzimmer einschloß. Franz machte die Stubentür zu und setzte sich wieder auf den Divan. Er sah, daß Beate über dem freilegenden Kissen, ihrem Lieblingsplatz, neben dem Bild ihres Vaters, des würdigen Kommandeurs in der steifen, aber ehrfurchtgebietenden Haltung, nun auch sein Bild aufgehängt hatte. Er blinzelte sich lange an, wie er, einen kleinen Blumenstrauß am Helm, vor einer gemalten Landschaft stand. Am oberen Rand des Bildes hatte der Photograph einige Verzierungungen angebracht, einen Adler, ein Kanonenrohr, eine Fahne und ein Kreuz, das mit Rosen umwunden war.

Franz erhob sich und ging langsam durch alle Zimmer und drehte überall das Licht an und besah sich alles. Beate hatte auf seinem Schreibtisch nichts verändert. Das Buch, in dem er zuletzt gelesen, und der Grundriß, an dem er zuletzt gearbeitet, lagen noch ebenso, wie er sie verlassen hatte. Franz dachte daran, daß diese Entwürfe und die Bauten, die daraus entstanden, seine Frau in Entzücken versetzt hatten, als es noch Frieden war, während bei Ausbruch des Krieges plötzlich das väterliche Blut in ihr anjähwoll und sie von ihrem Mann verlangte, ein Held zu sein. Franz konnte nicht leugnen, daß sie dazu berechtigt sei. Wie er durch die erleuchteten Zimmer ging, dachte er, daß alles so aussah, als ob es nur auf seine Rückkehr warte. Er hatte das Gefühl, es werde nie sein. Er wußte nicht, warum er das Gefühl hatte. Er drehte die Lampen wieder aus, ging in den Korridor und klopfte an die Schlafzimmertür.

Der Schaffner murmelte eine Verwünschung und ergriff sein Eigentum, doch der Herr war aufgesprungen und zog aus dem Ohr eines der Mitreisenden die grüne Karte heraus.

Der Mitreisende protestierte, und auch die anderen waren zu verdutzt, um zu lachen.

„Die Herren werden entschuldigen“, sagte der Taschenspieler, als der Schaffner verschwunden war. „Es war nur ein Scherz, um die Reise ein bißchen abzukürzen.“

„Die! Halunke!“ rief plötzlich eine Stimme aus einer anderen Ecke des Abteils. Wir sahen alle in die Richtung und erblickten zu unserer Verwunderung einen Offizier der Heilsarmee, der feuerrot geworden war.

„Pardon, mein Herr“, sagte der Fremde böse, „sagten Sie etwas zu mir?“

„Nein, mein Herr, ich sagte nichts“, erklärte der Angeredete schnell.

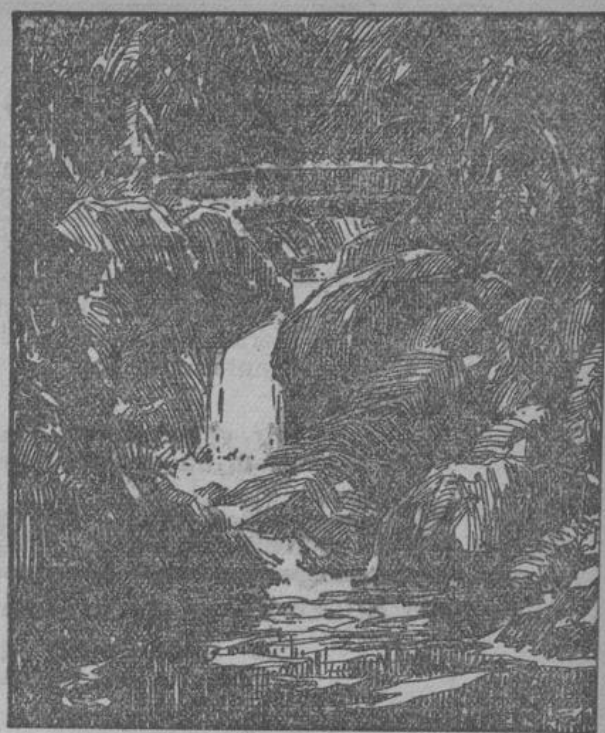
„Natürlich sagte er was. Er sagte „Dieb“ und „Halunke...“ rief es plötzlich, und auf einmal sahen alle mich an.

„Ich sagte auch nichts...“ versicherte ich, aber in demselben Augenblick ging ein Regen von Spielfacten auf mich nieder.

Ein donnerndes Gelächter schallte durch das Abteil, und ärgerlich vor Verlegenheit rief ich: „Hören Sie nun auf mit Ihrem Bauchreden und Ihren Späßen!“

Aber die anderen schienen Gefallen an der Sache zu finden. Man rückte zusammen, und der Fremde verrichtete vor den bewundernden Augen der Reisenden die kühnsten Kunststücke. Er ließ ein Kaninchen aus der Aktentasche eines Handlungsreisenden neben mir herauspringen und holte aus der Tasche des Offiziers von der Heilsarmee die goldene Taschenuhr seines Nachbarn hervor. Bevor wir es merkten, stand der Zug still auf dem Bahnhof von Rotterdam.

Der Handlungsreisende, der hier aussteigen mußte, erklärte unter allgemeinem Gelächter, daß er erst noch mal



Steinerne Renne bei Wernigerode am Harz

schwarzen Vogel hatte. Das breite Tal, in dem das kleine Dorf liegt, war mit den auf Stöcken befestigten Grasbündeln bedeckt, die in der Sonne trocken sollten.

Ein knallblauer Himmel wölbte sich, die Berge standen mächtig, und es war wunderbar, quer über die Wiesen gehen zu dürfen, ohne sich an die Wege halten zu müssen. Es war ein Gefühl, ähnlich dem, das man hat, wenn man über einen zugefrorenen See geht, und diese ganze Sonderbarkeit spürt, über eine Fläche zu schreiten, die sonst dem Schritt verwehrt ist, nur dem Schwimmer oder Ruderer zugänglich!

Vor dem Mittagessen, das in einer halben Stunde fällig war, es hatte eben zwölfmal vom Kirchturm geschlagen, ging ich, gerade von einer Arbeit aufgestanden, und mit den Gedanken noch bei ihr, in die Wiesen hinein, barhäuptig. Die Sonne sogte die Grasbündel, daß sie rauchten, der Geruch des Heus schwamm über dem Tal, wie in einer leisen Trunkenheit ging ich zwischen den Bündeln dahin. Vom Lech drüben sah ich eine Krähe herstreichen und sich niederlassen. Ich ging auf sie zu, und berechnete, wann sie aufsteigen würde, wie das schone Tier das immer tut, wenn man sich ihm bis zu einer gewissen Entfernung nähert. Aber die Krähe blieb, und belustigt ging ich noch näher an sie heran, und als sie immer noch nicht aufflog, erwachte eine Art von Sogluft in mir. Ich hielt gebückt weiter auf sie zu, nahm Deckung hinter den Heubündeln, legte mich dann auf den Bauch, sie wie ein Indianer aus Knabenzeiten zu beschleichen. So kam ich bis auf vielleicht fünf Schritte an sie heran, den Kopf an den Boden gedrückt, daß das kurze Gras mich trug. Ich lugte hinter einem Bündel vor, da sah sie, geneigt den Kopf, sah höhnisch zu mir her, und immer jetzt, wenn ich noch näher heran wollte, flog sie kurz auf, ein paar Flügelschläge nur, und ließ sich wieder nieder, und ich trost ihr wieder nach. Immer tiefer in die Wiese hinein kamen wir so, wie ein schwarzes Irrlicht flatterte die Krähe vor mir, der heiße Boden brannte, das Heu rauch und biff. Ich hatte das Mittagessen vergessen und das Dorf mit dem Kirchturm und die ganze übrige Welt dazu, nur immer dichter heran an die Krähe trachtete ich. Die Krähe war schon längst keine gewöhnliche Krähe mehr, sie war zum riesigen Raben geworden, zum Zauberraben der Märchenbücher, blau schillerten seine Federn, die klugen Augen sahen mich spöttisch an. Ein Marter, dachte ich mir, ein Fuchs bist du, und im Sprung wirfst du den bösen Raben fangen! Jetzt eben war mir das Tier aus den Augen gekommen. Ein Heubündel hatte sich zwischen uns geschoben, neben dem sah es, hatte ich von meiner letzten Stellung aus gesehen. Wenn ich unbemerkt an das Bündel herantam, mußte es nur mehr auf Armlänge von mir weg sein, und mit einem Sprung dann mußte ich es fassen und meine Finger in das schwarze Federzeug wühlen können, und flüchtig war mir zumut, beutegierig, daß ich zitterte. Ich hatte das Bündel jetzt erreicht, noch einen Kuß, noch einen, leise, ich stützte mich sprunghaft auf die Knie und die linke Hand, hielt die rechte griffbereit — und tat den Sprung, und landete, und der Rabe war nicht da. Er konnte nicht fortgeflogen sein. Wie hätte mir das entgehen können! Ich sah mich wild um, und sprang auf, aber der Vogel war nirgends zu sehen, wie von der blauen Luft aufgeblaßt. Taumelnd stand ich in der heißen Sonne, spähte, tief zwischen den Bündeln hin und her, kratzte in die Hände, hocherte wütend, als habe er sich da verkrüppelt können, in den Bündeln herum! Das zauberische Tier war und blieb verschwunden.

Die Turmuhr schlug eben halb eins, eine halbe Stunde war ich auf der Rabenjagd gewesen, und beschämt und merkwürdig erregt nahm ich den Weg zum Wirtschaftshaus. Hoffentlich hatte mich niemand vom Dorf aus beobachtet.

Zwischen Suppe und Fleisch fiel mir ein, daß es nur eine Möglichkeit gab, wie das Tier meinem Blick hatte entkommen können: es mußte ganz gegen gewöhnlicher Vögel Art, zu fliegen verhältnismäßig, weggegangen sein, mit dem wippenden Gang der Raben, mußte eilig und spöttisch und vor sich hingrinzelnd zwischen den Heubündeln dahin gegangen sein, schwanzwedelnd, beständig vor Vergnügen über den Tölpel, der ihm nachstellte.

Die Vorstellung war so komisch, daß ich der blauen alten Kellnerin, die mir das Fleisch brachte, ins Gesicht lachte, und sie lachte gutmütig mit, während mir gleichzeitig ein kleiner, kalter Schauer über den Rücken kroch.

Sterne über dir

Setze nur getrost den Fuß
weiter auf den dunklen Wegen,
fürchte nicht den trüben Fluß
unter seinen schmalen Stegen
Sterne über dir
sind dein Ziel, dem geh entgegen.

Achte klein der Worte Klang,
eifrig wollen sie betören,
gehst du still den Pfad entlang
werden doch dein Schweigen hören
Sterne über dir
noch aus allzu lauten Chören.

Nur im Stillen wirkt die Zeit
ihre tiefsten Herrlichkeiten,
schweigend halte dich bereit
deine Seele frei zu breiten
Sterne über dir
werden dich zum Ziele leiten.

J. O. Bringe zu.

Da Beate nichts von sich hören ließ, rief er: „Ich geh' zu meiner Truppe zurück. Wenn du mir wieder gut bist, schreib' mir bitte. Dann ertrag ich es leichter. Auf Wiedersehen, Beate!“ Er blieb noch einige Sekunden stehen, dann ging er rasch durch den Korridor und den Garten, dessen Boden ein dichter Nebel verhüllte. Auf der Wiese drehte Franz sich noch einmal um, und es war ihm, als ob Beate hinter dem Fenster stehe und ihm nachblide. Er lief einige Schritte weiter, dann sah er wieder zurück. Jetzt schien es ihm, als warte sie sogar. Aber er dachte, das bilde er sich ein. Er liebte seine Frau sehr. Er fand den Raben noch an der gleichen Stelle unter der Trauerweide. Als er, am anderen Ufer, den Hügel hinaufsteigen wollte, sah er im Schatten der einsamen Feste zu verbergen, wurde er von einem französischen Posten angehalten. Verwirrt, und wohl auch in dem Glauben, das flügende Dunkel mit seinem Turmgemäuer noch erreichen zu können, lief er weiter. So traf ihn die Kugel.

Nach bis zum Nachmittag des folgenden Tages war an der Stelle Blut zu sehen. Dann kam Frau Beate und streute eine Handvoll Erde darüber und das Blut war nicht mehr zu sehen.

Zauberkünstler im Abteil

Von Melis Stoke

Mein Gegenüber im Eisenbahnabteil hatte zuerst in keiner Weise meine Aufmerksamkeit erregt. Erst als der Schaffner erschien, um die Fahrkarten zu kontrollieren, wurde mein Interesse durch etwas geweckt, das ein Zwischenfall zu werden drohte.

Als der Schaffner meinen Nachbarn nach seiner Fahrkarte fragte, rührte sich dieser nicht, sondern sagte nur:

„Sie haben mein Billett schon...“

„Nein, mein Herr“, erwiderte der Schaffner.

Der andere nickte mit dem Kopf, schloß die Augen und seufzte: „Suchen Sie nur einmal in Ihrer linken Hosentasche!“

Der Schaffner sah mit mißtrauischem Gesicht in seine Tasche und brachte eine braune Karte zum Vorschein. Er betrachtete sie mit kummern Erstaunen und sagte dann: „Das ist eine ungültige Karte, mein Herr. Es ist eine gebrauchte nach Jaandam und noch dazu dritter Klasse. Hier ist die zweite Klasse.“

Ohne seine Augen zu öffnen, antwortete mein Gegenüber: „Verzeihen Sie, ich meinte Ihre rechte Taschentasche. Es ist eine grüne Karte nach Dordrecht, und die Nummer endet mit zwei Sieben...“

„Mein Herr“, drohte der Schaffner, ohne in seine Tasche zu fassen, „nun ist es genug mit den schlechten Scherzen. Ich werde den Fall aufnehmen.“

„Bitte“, sagte der Fremdling und reichte ihm sein Notizbuch mit Bleistift, „das habe ich solange für Sie aufbewahrt.“

nachsehen wolle, ob er auch all seine Besitztümer noch bei sich habe, und verließ, nachdem er festgestellt hatte, daß seine Brieftasche und seine Uhr noch an ihrem Platz waren, mit freundlichem Gruß und „Gute Reise!“ das Rupee.

Die übrigen fuhren weiter, und der Zauberer machte sich beiseite, indem er uns einen Kartentrick genau erklärte, wie er sagte, zum Dank für die angenehme Gesellschaft.

In Dordrecht verließ der Zauberer das Abteil und wir bezeugten unsere Dankbarkeit für die Unterhaltung. Aber gerade bevor er aussteigen wollte, stieß mein Nachbar einen Schrei aus. Seine Brieftasche war fort.

Im Nu schlug die Stimmung um. Sechs Hände ergriffen den Taschenspieler gerade noch, als er auf dem Trittbrett stand, und es entstand ein großer Tumult. Stationsbeamte eilten herbei, und während sie den Bösewicht packten, rief jeder von uns, was er vermochte: einen goldenen Bleistift, eine Uhr, eine Zigarettenetui...

Das Ende vom Lied war, daß wir alle aussteigen und im Büro des Bahnhofsvorstandes, vor den geringfügigen Schäden des Zaubers, unsere Verluste aufgaben.

Der Mann wurde von der Polizei bis auf den nackten Körper untersucht. Es war nichts zu finden. Der Taschenspieler zuckte die Achseln und sagte tief beleidigt, daß dies also unser Dank sei für die Abwechslung, die er uns verschafft habe.

„Aber wie erklären Sie dies denn alles?“ fragte der Polizeikommissar wütend. Dann wandte er sich an uns: „Ist noch jemand anders ausgeflogen?“

Da erst dachten wir alle zugleich an den Handlungsreisenden, der in Rotterdam unter allgemeiner Heiterkeit seine Taschen durchsucht hatte, ob ihm nichts fehlte...

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Holländischen.)

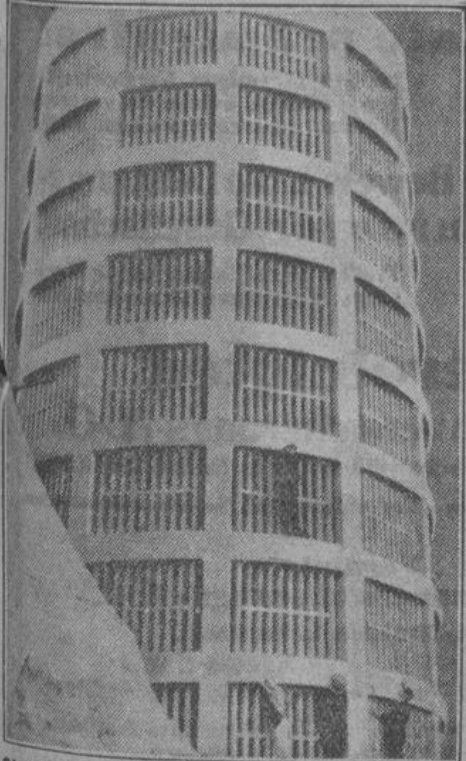
Der Rabe von Elbigenalp

Von Georg Britting

Raben sind Märchentiere, wie Drache und Einhorn, und seit früher Jugend aus Bilderbüchern dem Stadtkind vertrauter als Pferde und Ochsen. Wie war ich aber enttäuscht, als ich bei einem Ausflug vor die Tore der kleinen Stadt zum ersten Male schwarze Vögel krähen sah von den Wiesen aufsteigen und man mir sagte, das seien Raben. Es waren aber keine Raben, wie ich später befriedigt erfuhr, es waren Krähen, und die mächtigen, echten, alten Kollrabes, die Gollgänse des Mittelalters, gäbe es in Deutschland nur noch in den großen östlichen Ebenen.

Aber das Auge gewöhnte sich an die kleineren Vetter, doch ein Rest von Geheimnis blieb und unwittert sie immer noch für mich.

Vor einigen Jahren verbrachte ich zwei glühende Sommermonate in dem Tiroler Dorf Elbigenalp, und dort war es, daß ich das seltsame Abenteuer mit dem



Sieb für einen Riesendamm

In Yosemite Nationalpark (Kalifornien) wird gegenwärtig ein Damm errichtet, der 80 Meter hoch sein wird und 86 Millionen Dollar kostet. Unser Bild zeigt ein gewaltiges Geröllsieb, das die Steine des Flusses aufhalten soll.

Heimgefunden

Ich schlug mir rote Kerben tief
In meine Knabenwünsche ein.
Ich hielt den Weg, wo einerief,
Als müsse hier die Heimat sein.

Ich tauschte Herz und Lied und Kull
Und wußte doch im ersten Glihn,
Daß ich schon weiterwandern muß,
Eh' noch die letzten Rosen blühen.

Bis du mir gabest Rast und Kraft!
Mein Herz ist wieder kühn und rauh.
Ich hab die ganze Wanderschaft
In deinem Blick verloren, Frau.

Heinrich Zerkowen.

